

**VARINKA VOIGT
INGRID MÜLLER**

FREI-SCHWIMMER



**Als der Krebs von Linus und Laras Mama
zurückkam und sie wieder schwimmen lernten**

Bricht Krebs aus, kommt es zu einem
Schiffsbruch.

Wer dann nicht schwimmen kann, braucht Retter,
die einen über Wasser halten, bis man wieder lernt
zu paddeln. Zu schwimmen. Zu kraulen.

Für alle Retter und Schwimmlehrer

Vorwort

Warum dieses Buch? Weil Krebs viele Tausende betrifft. Allein in Deutschland erkranken rund 500 000 Menschen jährlich neu an Krebs. Weltweit sind es noch viel mehr. Eine Krebsdiagnose trifft immer die ganze Familie und krepelt auch ihr Leben um. Viele Menschen können heute dank besserer Therapien jahrelang mit dem Krebs leben, aber er beeinflusst das Leben und den Alltag weiter.

Es gibt unzählige Webseiten, Bücher, Magazine und Ratgeber rund um das Thema Krebs. Doch wir haben kaum Informationen gefunden, die gezielt auf die Gedanken und Gefühle von Teenagern eingehen - also auf das, was euch vielleicht bewegt. Für uns war klar: Das wollen wir ändern. Beruflich und auch aus eigener Erfahrung hatten wir beiden schon viel mit dem Krebs zu tun.

Anhand der Geschichte von Lara und Linus wollen wir erzählen, welche Ängste und Sorgen Jugendliche umtreiben, deren Vater oder Mutter an Krebs erkrankt ist, welche Probleme im Alltag auftauchen, wer ihnen hilft und wie sie mit der bedrohlichen Krankheit in der Familie umgehen können. Bestimmt erkennt ihr einige Situationen wieder - und vielleicht sogar euch selbst.

Wir hoffen, dass euch das Buch hilft und wünschen euch interessantes Lesen!

Varinka Voigt und Ingrid Müller

Inhaltsverzeichnis

Als der Krebs zurückkam

- (K-) Ein ganz normaler Tag 5
- Was wäre, wenn 16
- Sind wir noch Teenies? 20
- Der Chemo-Sommer 26
- Linus allein unterwegs 30
- Helfen und helfen lassen 39
- Papa so weit weg 44
- Neue Verunsicherung 50
- Schneeweißer Urlaub mit Riesenschnitzel 55

Anderthalb Jahre später

- Neue Hiobsbotschaft 61
- Eine Entscheidung fürs Leben 69
- Kein Zaubertrank zum Fünfzigsten 73
- Italienischer Abend 79
- Abschied 85
- Endlose Trauer 101
- Der Körper geht, Mama bleibt 106

Zwei Jahre später

- Neue Wege 112
- Danksagung 116

Als der Krebs zurückkam

(K-) Ein ganz normaler Tag

Linus lehnt lässig am Kirschbaum, ein Bein gegen das raue Holz gestemmt, getarnt durch eine Pilotensonnenbrille, eine Nachahmung von RayBan, in der sich die Sonne spiegelt. Die Brille ist sein Begleiter von Frühling bis Herbst, auch wenn überhaupt keine Sonne scheint. Cedric, sein bester Freund und Modeberater Nummer eins, hatte behauptet, damit sehe er so cool aus wie James Bond, Agent 007.

Für Linus ist es ein Schultag wie jeder andere – zehn vor acht der erste Gong, dann Mathe, Englisch, Deutsch und Sport. Dazwischen abhängen auf dem Schulhof. Die Garten-AG hatte im letzten Frühling aus dem aschfarbenen Asphalt eine froschgrüne Liegewiese mit farbigem Blumenrahmen gezaubert. In den Ecken des Hofes sprießen jetzt Obstbäume, von denen man in spätestens drei Jahren Äpfel und Kirschen werde pflücken können. Das hatten die Lehrer zumindest versprochen. Die mausgraue Betonwand der benachbarten Sporthalle hatte Linus mit seiner 9B im Rahmen des Kunstunterrichts mit wilden Graffitis besprüht. Die Schüler, und auch die Lehrer hatten gefunden, die Schule könne ein paar Farbtupfer vertragen. Seitdem stürzt sich ein durchtrainierter Surfer von einer mannshohen blauen Welle, wirbelt ein Snowboarder in der Halfpipe durch die Luft und rast eine Gang von verummten Harley Davidson-Bikern über die Wand.

Die eine Hand hat Linus in der Jeans vergraben, die Finger der anderen tanzen auf seinem Smartphone hin und her. Er chattet mit Cedric, der heute mit Fieber das Bett hüten muss. Ab und zu blickt er auf und guckt den vielen Mädchen hinterher, die sich zu Trauben zusammengeballt haben und wie ein Haufen Hühner gackern. Linus Blick hat schon viele irritiert, denn er besitzt ein rehbraunes und ein katzengrünes Auge. Eine seltene und seltsame Laune der Natur hatte ihm die unterschiedliche Pigmentierung der beiden Iris verpasst. Die meisten Mädels finden das sexy, genau wie die Tatsache, dass er mit seinen sechzehn Jahren schon einen Meter achtzig groß ist und den Gerüchten zufolge so gut Fußball spielen kann wie Cristiano Ronaldo, der portugiesische Weltstar.

Mit einem Ruck stößt sich Linus vom Baum ab und schlendert auf seine elfjährige Schwester Lara und ihre drei Freundinnen zu. Erst im letzten Sommer sind sie aufs Gymnasium gekommen. Die Mädels sind unzertrennlich, schon seit der Grundschule drücken sie zusammen die Schulbank. Die verwaiste Tischtennisplatte aus Stein haben sie kurzerhand für ihr Lieblingskartenspiel Ligretto gekapert. Wer Reaktionen hat wie ein chinesischer Tischtennispieler und die Karten am schnellsten auf den Tisch haut, gewinnt. «Und, wer hat die Nase vorn von euch?», fragt Linus, als er bei der Viererbande angekommen ist. «Ach, bei mir läuft's leider nicht so gut heute», stöhnt Isabel, Laras beste Freundin, die ständig mit einem Blick wie ein schmelzendes Softeis erzählt, wie unheimlich gerne sie auch einen großen Bruder hätte. «Hey, aber bei mir! Ich gewinne!», kreischt Lara begeistert. Ihr schmaler Körper steckt heute in pinkfarbenen Leggings und einem weiß-blauen Ringel-T-

Shirt. «Sie sieht aus wie eine Silvesterrakete auf zwei Beinen», denkt Linus belustigt.

Lara liebt auffällige Klamotten, die genauso vorwitzig sind wie die vielen winzigen Sommersprossen auf ihrer Nase. Ihre Freundinnen hatten ihr schön öfters gesagt, sie bekämen regelmäßig Augenschmerzen von den Teilen, die sie aus den Geschäften von H&M und Zara schleppt oder bei Zalando online bestellt. Auch Linus findet Laras Outfits manchmal zu schrill. Er selbst ist da weniger waghalsig. Lässige Jeans, Shorts, T-Shirt in Schwarz, Braun oder Rot – das ist das höchste der Gefühle.

Diiiiiiing, doooooong, scheppert der Schulgong das Pausenende herbei. Widerwillig setzen sich einige Schüler in Bewegung und trotten gemächlich Richtung Schulgebäude. «Puh, noch vier Stunden», stöhnt Lara und schwingt sich von der Tischtennisplatte herunter. «Du, Schwesterchen», setzt Linus an. «Mama hat mir vorhin eine Nachricht geschickt, dass wir beide nach der Schule gleich nach Hause kommen sollen. Ich wollte ja eigentlich zu Ced auf einen Krankenbesuch. Weißt du, was da los ist? Sie war heute früh schon so komisch.» «Nein, keine Ahnung, aber dann lass uns nachher an der Bushaltestelle treffen», antwortet Lara und galoppiert zu ihren Freundinnen, die schon Kurs auf das Schulgebäude genommen haben.

Mit ihren Rucksäcken auf dem Rücken stapfen die Geschwister nach dem Schulende nach Hause. Schon seit ihrer Geburt bewohnen sie mit ihren Eltern ein kleines Reihenhaus mit Garten in der Südstadt, einem Bonner Stadtteil, der nur einen Steinwurf vom Rhein entfernt liegt. Linus, ein Schlacks mit blondem Wuschelhaar und Beinen wie einer Giraffe, der mitten in der Pubertät steckt, treibt

seine kleine Schwester an: «Komm schon, Stupsnase, mach hin, irgendwann wollen wir doch zuhause ankommen!» «Wie immer», antwortet Lara und ihre Husky-blauen Augen funkeln empört: «Erst überredest du mich, die vier Kilometer zu Fuß zu laufen, und dann stresst du mich. Nächstes Mal nehme ich den Bus!» Sie weiß, dass sie das nicht tun wird - er kann sie zu allem überreden, immer. Außerdem spaziert sie gerne mit ihm nach Hause, denn das ist einer der wenigen Momente, in denen sie ihn komplett für sich hat. Lara plaudert munter vor sich hin: «Wir haben einen neuen Mathelehrer. Der erklärt alles ganz einfach. Vielleicht kapiert dann auch Isabel endlich mal Mathe.» «Isabel?», fragt Linus verwundert. Schon wieder hat er vergessen, dass Laras beste Freundin so heißt. Sie ist noch viel zu jung, als dass Linus ihr große Aufmerksamkeit schenken würde. «Na die mit den roten Haaren», klärt Lara ihn ungeduldig auf. «Und bei dir?», fragt sie, bekommt aber wie immer nur unwilliges Brummen als Antwort. Schule ist nicht Linus Lieblingsthema. Vielleicht, weil er unheimlich gut in allen Fächern ist und Schule deshalb langweilig findet.

Kurz vor dem Haus sprintet Lara los – ihre Straßenköterbraunen Haare flattern. Sie dreht sich um und ruft Linus zu: «Hey, wer Letzer ist, muss den Tisch decken.» Linus überholt sie mit ein paar langen Sprüngen und steht als Erster an der Tür. «Hoffentlich gibt's was Leckeres zum Mittagessen», schnauft Lara, während ihr Bruder ungeduldig Sturm klingelt. Ihr Vater Fernando reißt die milchige Glastür auf – zu Laras und Linus Überraschung. «Komisch, was macht Papa denn zuhause um diese Uhrzeit? Er müsste doch eigentlich bei der Arbeit sein...», denkt Lara. «Außerdem sieht er ganz anders aus als sonst.

Er hat seine Brille nicht auf, das hellbraune Haar hängt ihm in Strähnen ins Gesicht, als habe er eine Nacht nicht geschlafen, und die blauen Augen sind so rot, als hätte ihn plötzlich eine Heuschnupfenattacke erwischt.»

Normalerweise umarmt Fernando seine Kinder herzlichstürmisch, wie er es von seinem italienischen Opa kennt, der aus dem sizilianischen Palermo stammt. Diesmal gibt es keine liebevolle Begrüßung wie sonst. Fernando macht auf dem Absatz kehrt, lässt die beiden an der Tür stehen, schlurft mit schweren Schritten ins Wohnzimmer und lässt sich neben Bettina, Linus und Laras Mutter, auf die Couch sinken.

Wie zwei Häufchen Elend sitzen die Eltern zusammengekauert auf der Sofakante, als die Geschwister das Wohnzimmer betreten. Bettina steckt in einem rosafarbenen Hausanzug aus Frottee. Außer Bettinas Schwester Susanne, die ihn ihr geschenkt hat, findet ihn keiner schön. Normalerweise zieht sich Bettina anders an, allein schon wegen ihres Jobs bei der Bank: knielange Röcke in blau, schwarze Stoffhosen mit Bügelfalte, auf Taille geschneiderte Blusen und breite Ledergürtel. «Eure Mutter weiß, wie sie ihre Figur vorteilhaft betont», hatte Fernando einmal grinsend gesagt und den schlanken, aber kurvenreichen Körper seiner Frau mit den Händen in die Luft gemalt. Das Pink-Panther-Outfit beißt sich mit der neuen Couch aus Ferrari-rottem, kühlem Glattleder. Ein Geschenk von Oma, ein Farbklumpen, der so gar nicht in das winzige Wohnzimmer mit den altmodischen Holzmöbeln passt. Bettina schnäuzt sich die Nase, die Locken, die trotz ihrer siebenundvierzig Jahre noch immer tiefschwarz sind, wippen auf der Stirn. Das Taschentuch wirft sie zu den vielen anderen auf dem Boden. Um sie

herum hat sich schon ein weißes Papiermeer gebildet. Fernando knetet nervös seine Finger, zieht daran bis die Gelenke knacken wie Holzscheite, die man gerade ins Feuer geworfen hat. Dann schleudert er nach vielen lautlosen Sekunden den Satz in den Raum: «Kinder, bei eurer Mutter ist der Krebs zurück.»

Eingefroren wie zwei kleine Eisberge in der Arktis stehen Lara und Linus im Zimmer, während ihre Gedanken schnelle Kreise drehen. «Der Krebs ist zurück? Oh nein!» ruft Lara, läuft zur Couch und umklammert ihre Mutter mit ihren zarten Armen. Sie sind braun gebrannt, obwohl es gerade erst Frühling geworden ist – schon die ersten Sonnenstrahlen im Jahr verhelfen der ganzen Familie Pfenning sofort zu einen gesunden Teint. Nur die Gesichter sehen jetzt aus wie roher Kuchenteig. «Ja, aber diesmal sitzt der Tumor nicht in der Brust wie vor drei Jahren», sagt Bettina, zieht ihre Tochter neben sich auf die Couch und deutet auf die Wölbung unter ihrem T-Shirt: «Schaut, hier war der Tumor damals. Die kleine Narbe von der OP kennt ihr ja. Nun haben sie hier etwas entdeckt», erklärt sie und lässt die Hand nach unten an jene Stelle gleiten, an der die Leber sitzt.

Jetzt ergreift Fernando das Wort: «Auf den Kontrollbildern, die die Ärzte gestern bei eurer Mutter gemacht haben, sind Metastasen in der Leber zu sehen. Offenbar sind Krebszellen im Körper herumgewandert und haben sich diesmal in der Leber, nicht in der Brust, angesiedelt. Und dort haben sie neue Tumore wachsen lassen.» Fernando schluckt hörbar, als würde er versuchen, einen Tischtennisball hinunterzuwürgen. «Wahrscheinlich hat der Knoten in der Brust schon damals kleine Ableger

durch die Blut- und Lymphbahnen in andere Organe geschickt. Nur, dass man das damals nicht gesehen hat.»

Lara reißt erschrocken die Augen auf und sagt: «Und was heißt das jetzt?» Bettina spricht leise weiter: «Sobald Metastasen entstehen, kann man nicht mehr vollständig geheilt werden. So ist das jetzt auch bei mir. Wir können nur noch versuchen, den Krebs mit verschiedenen Behandlungen in Schach zu halten, aber er wird wohl nicht mehr ganz weggehen. Ich werde wahrscheinlich wieder eine OP, Chemo und Bestrahlung machen müssen.» «Unmöglich, das kann einfach nicht wahr sein!», stöhnt Linus, der Bettina aufmerksam zugehört hat. «Warum schon wieder du, Mama?», fragt er entsetzt. Bettina streckt eine Hand nach ihm aus, zieht ihn bis auf einige Zentimeter zu sich heran und streicht ihm über den Arm. «Das weiß niemand, warum ausgerechnet ich», fährt Bettina fort.

«Aber die Therapien waren letztes Mal doch gar nicht soooo schlimm für dich, oder?», murmelt Lara. Ihre kleinen Finger, die so langsam ihren Babyspeck verlieren und schmaler werden, zittern wie Blätter im Herbst. Ihre Fingernägel sind kurz geschnitten und funkeln – erst gestern hatte Lara sie in einem poppigen Lila mit Glitterstückchen lackiert, der Hit unter ihren Freundinnen. «Naja, so richtig gut geht es einem mit diesen Therapien nicht, sie sind kein Zuckerschlecken. Aber ich werde alles versuchen, das verspreche ich euch!», sagt Bettina. Dann verschlucken Fernando und Bettina ihre beiden Kinder mit den Armen, formen einen Kreis, wie Linus es mit seinem Fußballteam tut, um sich Mut zu machen für das, was kommt. «Uns steht eine schwere Zeit bevor», sagt Fernando mit dem Ernst eines

Familienoberhaupt.

Laras Tagebuch

Ich liege im Bett und bin ganz durcheinander. Neben an reden Mama und Papa leise, ohne dass ich durch die Wand verstehe, was sie sagen. Und zwischendurch ist es ganz still. Wahrscheinlich nimmt Papa Mama in den Arm, weil sie wieder weinen muss. Ich wünschte, Papa wäre jetzt auch bei mir und würde mich trösten. Ich fühle mich furchtbar alleine – selbst mein kleines Bett mit den kuscheligen Kissenbergen ist mir heute zu groß. Ich bin traurig und wütend, aber eigentlich weiß ich noch gar nicht so recht, was ich fühlen soll. Schlecht ist mir auch, ein rumorendes Gefühl in der Magengegend, als würde gleich das Brot samt Käse vom Abendessen wieder hoch kommen. Ich kann es einfach nicht fassen, dass Mama noch mehr Krebs haben soll!

Vor drei Jahren haben Linus und ich kaum etwas von Mamas Krankheit mitbekommen. Irgendwie ging das einfach so an uns vorbei. Sie haben uns auch nicht viel gesagt. Nur Mamas Glatze hat uns Angst gemacht. Wegen der Chemotherapie sind ihr alle Haare ausgefallen. Nachdem Papa ihr auch die letzten Haare vom Kopf rasiert hatte, hat Mama mich fragt, ob ich mal drüber streicheln will. »Es fühlt sich lustig an und ganz weich«, hat sie gesagt, aber ich fand es absolut nicht witzig. Ich hatte Albträume von ihrem kahlen Schädel. Zum Beispiel habe ich geträumt, dass ein Arzt in einem weißen Kittel Mama an den Haaren zieht und sie alle nach und nach in großen Büscheln ausreißt. Mama hat das Gesicht bei jedem Ziehen schmerzvoll verzogen, aber nicht geweint.

Ich wollte schreien, dass er damit aufhören soll, aber aus meinem Mund kam kein Pieps. Der Doktor hat so lange gerupft, bis alle Haare verschwunden waren.

Ein anderes Mal habe ich geträumt, dass ich Mama ein quietschgelbes Kopftuch schenke, sie es freudig auspackt, aber ihr Lächeln verschwindet, als sie es sieht – es hat ihr überhaupt nicht gefallen und ich war total enttäuscht. In Wirklichkeit haben wir uns alle schnell an die Glatze gewöhnt und an die bunten Tücher, die sie meist um den Kopf geschlungen hatte. Sie war ja immer noch unsere Mama: einen halben Kopf kleiner als Papa, schicke Klamotten wie Nicole Kidman, die sie so toll findet, und Schnittlauch-grüne Augen, die unter den bunten Kopftüchern leuchteten wie zwei mandelförmige Blumenblätter. Mit Glatze stach allerdings Mamas breite Boxernase, die sie überhaupt nicht mag, noch mehr heraus. Und ihre zierlichen Ohren mit den kleinen Perlenohrringen waren zum ersten Mal wirklich sichtbar. So sah sie einfach aus wie Mama, nur ohne Haare halt. Später habe ich mich doch getraut, ihr über den haarlosen Kopf zu streicheln. Mama hatte Recht, es hat sich irgendwie lustig angefühlt.

Als Mama im Krankenhaus war, ist Papa auch nicht zu seinem Job beim Umweltamt gegangen, sondern hat sich um Mama und uns gekümmert. Er hat jeden Tag das Aftershave aufgelegt, das Mama so an ihm mag, und ist zu ihr gefahren, wenn wir in der Schule waren. Linus und ich haben sie nur einmal im Krankenhaus besucht. Wir beide mögen Kliniken nicht besonders. Ich fühle mich gleich selber krank, und Linus sagt, es rieche nach alten, kranken Menschen und Putzmitteln. Aber dieser eine Besuch war eigentlich ganz nett. Auf dem Weg zu Mama haben wir

Blumen gekauft, einen riesigen Strauß gelber Tulpen, an denen Mama so gerne schnuppert. Wir sind mit Papa die neon-hellen, kahlen Gänge entlanggeschlendert, und er hat Witze erzählt, um uns von dem tristen Ort abzulenken. Ich hatte mir Korridore vorgestellt, in denen sich alle so still und einsam wie Geister bewegen. Aber viele Menschen waren gar nicht so traurig. Im Gegenteil: Sie steckten die Köpfe eng zusammen, sprachen leise miteinander und lachten sogar mal laut.

Mama war auch gut drauf. Obwohl sie in ihrem hellgrünen Nachthemd etwas blass aussah und ihre Haare strubbelig waren, als hätte sie sie drei Tage nicht gekämmt, haben ihre Augen gestrahlt und sie hat uns aufmerksam zugehört. Wir haben ihr alles aus der Schule erzählt und sie hat die Infos aufgesogen, als hätte sie wochenlang keinen Kontakt zur Außenwelt gehabt. Dann hat sie gesagt, dass sie sich freut, wenn sie wieder zuhause ist und unsere Geschichten jeden Tag beim Mittagessen hören kann. Und so war es dann auch bald wieder. Nachdem sie aus dem Krankenhaus zurückkam und wieder arbeiten konnte, dachten wir, alles sei gut. Die Krankheit war für uns damit erledigt. Wie ein Beinbruch, der unter dem Gips auch einfach wieder heilt. Mama schien in den letzten Jahren vollkommen gesund zu sein, sie machte alles wie früher – arbeiten, für uns kochen, Yoga und Joggen. Keiner von uns hat damit gerechnet, dass der Krebs noch mal wiederkehrt. Aber jetzt ist er wieder da – und macht unser ganzes Leben kaputt.

Heute haben Papa und ich nach dem Abendessen ferngesehen, als Mama die Küche aufgeräumt hat. Wir wollten einen normalen Abend wie früher und guckten den Münchener Tatort mit Udo Wachtveitl und Miroslav

Nemec, den wir letzten Sonntag aufgenommen hatten. Aber nichts war normal. Papa hat vor sich hingestarrt, total abwesend und sah ungefähr so aus, wie ich mich gefühlt habe. Vor allem ziemlich verwirrt, traurig und mit seinen knittrigen Sorgenfalten über der Nase auf jeden Fall älter als seine dreiundfünfzig Jahre. Ich glaube, von dem Krimi hat er überhaupt nichts mitbekommen. Linus ist sofort in seinem Zimmer verschwunden. So wie ich ihn kenne, hat er entweder mit Ced gesimst oder sich in den Krimi von Stieg Larsson versenkt. Er liest gerade das Buch »Verdamnis«, in dem er die verrückte Ermittlerin Lisbeth Salander mit den vielen Tattoos und Piercings so cool findet. Er sagt immer, beim Lesen könne er in eine andere Welt eintauchen. Und unsere ist ja derzeit nicht gerade schön. Hoffentlich stellt sich morgen raus, dass alles nur ein schlechter Traum war und die Ärzte sich vertan haben. Ich hab Kopfschmerzen vom Heulen. Ich muss schlafen. Gute Nacht, deine Lara

Nachricht von Linus an Cedric

He Ced, bist du noch wach? Hast du Lust zu chatten oder ein bisschen zu zocken? Ich brauch' unbedingt ein bisschen Ablenkung oder Unterhaltung! Also komm mal online!

Was wäre, wenn

Endlich Wochenende», verkündet Lara freudig, die sich in ihre dottergelbe Fleecejacke gehüllt hat und erdbeerfarbene Schleifchen-Ballerina als Hausschuhe trägt. «Darf ich mir mal deinen Laptop ausleihen?», fragt sie Linus mit einem schiefen Lächeln, das ihn sofort misstrauisch macht: «Was willst du denn damit?» Lara stolziert vorweg in sein Zimmer, ohne ihm eine Antwort zu geben. Er folgt ihr dicht auf den Fersen. Als Lara es sich auf dem gepolsterten Schreibtischstuhl bequem machen will, zieht Linus ihn mit einem Ruck unter ihrem Hintern weg: «Hallo? Geht's noch? Du nimmst den Hocker, Schwesterchen!», sagt er, und schiebt ihr das harte Holzstühlchen hin. Sie packt sich einen alten Schlabberpulli von Linus, der über der Stuhllehne hängt, um auch ein bisschen weicher zu sitzen. Lara schaltet das Notebook an und beginnt im Internet zu googeln.

«*Brustkrebs*» und «*Metastasen*» tippt sie über die Tastatur in das Suchfeld. Gespannt blicken die Geschwister auf den Bildschirm. Zuerst stoßen sie auf einen Wikipedia-Eintrag. Doch ihr Vater hatte ihnen gesagt, man könne nicht 100-prozentig darauf vertrauen, dass die Informationen dort stimmten. Auch bei anderen Webseiten sollten sie im Impressum nachsehen, wer hinter der Seite stecke, ob die Informationen aktuell seien und ein Autorennamen über den Artikeln stehe. «Lass mich mal!», sagt Linus ungeduldig und schiebt Laras Hände beiseite. Er tippt schneller als die Sekretärinnen aus alten Filmen. Im Handumdrehen findet er die Seite medizin-fuer-

kids.de. «Schau mal, das ist es doch, was wir brauchen», erklärt Linus.

Auf dieser Webseite lesen sie:

«Wenn eine Körperzelle sich nicht zu einer funktionierenden Zelle entwickelt, die ihre vorgesehene Aufgabe erfüllt, sondern sich nur vermehrt und viele Tochterzellen bildet, nennt man das Krebs. Das neu entstandene Krebsgewebe heißt Tumor. Wenn ein Tumor bösartig (maligne) ist, wächst er in Organe ein und zerstört sie. Er versucht, sich über Blut- und Lymphgewebe im ganzen Körper auszubreiten und anzusiedeln, das heißt, Metastasen zu bilden.»

«Oh Mann», stöhnt Linus, «wir dachten, der Krebs sei weg gewesen. Aber demnach war er immer da und hat sich unbemerkt ausgebreitet. Mama hatte den Krebs, aber von außen konnte man ihn nicht sehen. Wenigstens kapiert' ich jetzt ein bisschen mehr, wovon Papa und Mama so reden», fährt er fort. Die Website verweist über verschiedene Links auf weitere Seiten und so klicken Lara und Linus sich durch das Internet. «Schau mal», sagt Linus: «Hier steht, dass jemand mit Metastasen schlechtere Überlebenschancen hat als jemand mit Krebs ohne Tochtergeschwülste.»

Lara beißt sich auf ihre Unterlippe und fragt: «Sag mal, Linus, wovor hast du eigentlich am meisten Angst?» Der Bruder presst die Lippen aufeinander und verzieht das Gesicht, als habe er in eine Zitrone gebissen: «Ich weiß nicht, und du?» «Ich habe am meisten Angst, dass Mama nicht mehr dabei ist, wenn ich mein Abitur mache», murmelt Lara, während sich ihre Augen mit Tränen füllen. Mit dem Pulliärmel wischt sie ihre Augen trocken und schnieft. «So schnell geht das nicht, so schnell stirbt Mama nicht», versucht Linus seine Schwester zu beruhigen und

streicht ihr über das glatte Haar, das ihr auf die Schultern fällt, wie ein trauriger Wasserfall. ‹So ganz sicher bin ich mir da aber nicht›, denkt er für sich. Mit fester Stimme sagt er: ‹Du hast immer noch Papa und mich, wir sind ja auch noch da.› ‹Dann pass' beim Skaten bloß gut auf dich auf!›, flüstert Lara, die plötzlich Angst hat, dass auch Linus etwas zustoßen könnte.

Laras Tagebuch

Ich muss immerzu an Mamas Krebs denken. Seit Linus und ich im Internet waren, kann ich nicht aufhören, darüber nachzudenken, was wäre, wenn Mama nicht mehr gesund wird. Was wäre, wenn die Behandlungen nicht wirken? Was wäre, wenn Mama stirbt? Wie wäre mein Leben ohne Mama? Nein! Nein! Nein! Ich will nicht ohne Mama leben!

Heute Morgen wollte uns Mama eigentlich zur Schule fahren, das hatte sie uns versprochen, aber dann musste sie plötzlich zum Onkologen. Wahrscheinlich stehen jetzt immer mehr Arztbesuche an und sie kann kein Versprechen mehr einhalten, ich seh's schon kommen. Ich bin in mein Zimmer gegangen und habe total angefangen zu heulen. Ich konnte an nichts anderes mehr denken, als dass ich nicht will, dass Mama Krebs hat. Ich muss so laut geweint haben, dass Papa mich gehört hat. Er kam in mein Zimmer, nahm mich in den Arm und sagte eine ganze Weile nichts. Nachdem ich mich beruhigt hatte, habe ich gesagt, dass ich nicht will, dass Mama krank ist und stirbt. Papa hat geantwortet, dass niemand das will, und wir alles dafür tun werden, damit es nicht passiert. Mama und Papa sind zuversichtlich, dass wir es auch gut haben werden,

selbst wenn Mama jetzt Metastasen hat. Ich bin mir da nicht so sicher. Ich fühle mich wie Dumbo, das fliegende Elefantenbaby, das seine Mutter nicht mehr finden konnte. Ich gehe jetzt Papa suchen, der soll mit mir im Garten Boule spielen und mich ablenken.

Linus Nachricht an Cedric

Hey Ced, alles klar bei dir? Bei mir weniger ... Meine Mutter muss wahrscheinlich wochenlang Chemiecocktails bekommen, um alle Krebszellen in ihrem Körper zu vergiften. Dabei gehen aber auch viele gesunde Zellen kaputt. Das klingt doch total verrückt. Danach sollen Teile der Leber abgeschnitten werden. Angeblich bilden die sich relativ schnell nach. Das wäre ja wie bei Eidechsen, bei denen Gliedmaßen auch wieder neu nachwachsen können. Insgesamt hört sich alles gar nicht so schlimm an, aber irgendwie macht es mich wütend. Ich weiß nicht mal auf wen, aber es macht mich total aggressiv. Am liebsten würde ich in einen Sandsack boxen. Hey Ced, wir sind bald siebzehn – wir sollten uns über Sport und Mädchen Gedanken machen und nicht über unsere Mütter. Oder? Sollen wir morgen Longboard fahren? Bis morgen hoffentlich, Ciao, L.

Sind wir noch Teenies?

Laras Tagebuch

Ich komme gerade aus der Schule. Es war total doof!!! Eigentlich ist Isabel ja meine beste Freundin, aber heute haben wir uns überhaupt nicht verstanden. In der großen Pause haben wir mit Lisanne und Alexandra Karten gespielt und dann «gequatscht». So nennen es die drei, wenn sie über andere lästern. Heute haben sie vor allem über die arme Paula hergezogen: «Guck mal, das komische Kleid von Paula, die hat ja vielleicht dicke Beine, guck mal, wie doof die lacht...» Während die anderen über so einen Scheiß reden, muss ich die ganze Zeit über Mamas Krebs nachdenken, und ich habe das Gefühl, total erwachsen geworden zu sein, seit Mama die neue Diagnose hat. Ich wünschte, ich müsste morgen nicht zur Schule gehen, sondern könnte zuhause bleiben. Leider wollen Papa und Mama, dass Linus und ich ganz normal zur Schule gehen. Und immer unsere Hausaufgaben machen. Darauf habe ich überhaupt keine Lust, am liebsten würde ich die ganze Schule sausen lassen.

Letzte Nacht habe ich ganz schrecklich geträumt von dunklen, engen Zimmern und langen leeren Fluren, auf denen ich ganz alleine herumlaufe und nicht mehr raus finde. Ich hatte Angst, wieder einzuschlafen, weil ich nicht weiter träumen wollte. Ich habe mir dann eine Bibi-Blocksberg-CD an gemacht, obwohl ich eigentlich schon zu alt dafür bin. Linus hatte sich darüber mal lustig gemacht, aber es hat mich abgelenkt, und irgendwann bin

ich wieder eingeschlafen. Aber ich bin so müde, als hätte ich fünf Nächte kein Auge zugetan.

Linus und Cedric haben es sich in ihrer schummrigen Stammkneipe «Zur Tenne» an einem der zerkratzten Eichentische gemütlich gemacht. Früher war sie einmal ein Wirtshaus für Leute wie seinen Opa, der dort Männerabende mit Weizenbier, Erdnüssen und Skat mit Freunden verbracht hat. Die Bar ist noch immer mit dunklem Holz verkleidet, die Wände atmen alten Zigarrenrauch aus, Stofflampen werfen kerzengelbes Licht, das abgeschlurfte Fischgrätenparkett knarrt bei jedem Schritt. Trotzdem ist es heute ein hipper Schuppen mit jungen Leuten, Hip-Hop-Musik, den coolsten Barkeepern der Stadt hinter dem Tresen und Preisen wie noch zu Opas Zeiten. Linus und Cedric warten auf einen freien Billardtisch, derzeit sind alle fünf besetzt.

Am Wochenende ziehen die beiden abends regelmäßig um die Häuser. Ein oder zwei Bierchen gönnt sich Linus normalerweise und kommt pünktlich wie ausgemacht nach Hause. Doch in letzter Zeit hat er manchmal mehr Alkohol erwischt, bis zu fünf Gläser Bier kippt er dann runter. Und noch dazu käme er immer viel zu spät nach Hause, hatte Fernando ihm vor ein paar Tagen eine Standpauke gehalten. Linus starrt in sein Bierglas, beobachtet, wie die Kohlensäure als kleine Perlen aufsteigt, und erinnert sich daran, wie er sich verteidigt hatte: «Ich habe auch das Recht, mal abzuschalten und mich zu entspannen. Zuhause geht das ja kaum noch, weil die Stimmung dauernd so mies ist!», hatte er seinem Vater an den Kopf geknallt. Dann hatte er sich sein Longboard

geschnappt und war abgehauen. «Tisch Nummer vier ist frei. Wollen wir?», reißt Cedric Linus aus seinen Gedanken. «Klaro!»

Cedric stößt die weiße Kugel kraftvoll, jedoch nicht sonderlich geschickt mit dem Billardqueue über den Tisch. Trotzdem gewinnt er Runde um Runde, anders als sonst – eigentlich ist Linus der Billardstar unter den beiden Freunden. «Was ist denn mit dir los, Alter?», fragt Cedric erstaunt. Linus schaut ihn an: «Ich weiß nicht. Bin wohl nicht ganz bei der Sache. Oder du bist einfach besser geworden.» Er zwingt sich zu einem Grinsen. «Komm, ich spendier‘ dir noch ein Bier», sagt Cedric großzügig. Und so werden aus den ersten zwei Bierern schnell wieder mehrere. «Hey Jungs, wollt ihr im Dart verlieren?», ruft ein dicklicher Jugendlicher, der sich an der Bar gegenüber auf seinen Hocker fläzt. Er hat es wohl aufgegeben, mit dem Mädchen hinter dem Tresen zu flirten. «Der Verlierer gibt eine Runde Wodka-Shots aus», fügt er hinzu. «Wir verlieren nicht, aber spielen können wir ja mal», behauptet Linus großspurig, obwohl er Cedrics skeptischen Blick von der Seite spürt. «Wodka-Shots? Das kann ja heikel werden», denkt Cedric, aber baut sich stützend wie eine Mauer neben seinem Freund auf.

Linus schleudert einen Pfeil nach dem anderen vorbei an der Scheibe auf die nackte Betonwand, kein einziger trifft. So verlieren Cedric und er Spiel um Spiel. Als Entschuldigung dafür und dass er so große Töne gespuckt hat, übernimmt Linus auch Cedrics Wettschulden – und trinkt dessen Kurzen gleich mit. «Hey Ced, das nächste gewinnen wir!», ist sich Linus sicher. «Nee lass mal, du lallst ja schon und ich muss nach Hause. Komm wir gehen», schlägt Cedric stattdessen vor. Doch Linus

schüttelt den Kopf: «Dann geh du, ich spiel‘ noch eine Runde.» «Sicher? Kommst du ohne mich klar?», fragt Cedric. «Klar doch, mein Freund», antwortet Linus und gibt seinem Kumpel zum Abschied einen Klaps auf die Schulter. Linus bleibt. Und trinkt, bis er schwankt wie ein Segelboot bei starkem Seegang.

Nachricht von Linus an Cedric

He du, bist du gut nach Hause gekommen? Nachdem du weg warst, bin ich noch über eine Stunde mit den Typen, die wir kennengelernt haben, geblieben. Das war keine gute Idee: Der Schnaps hat sie aggressiv gemacht, und als ich nach Hause fahren wollte, fanden die Idioten es witzig, mich von meinem Board zu schubsen. Ich hatte gerade ein bisschen Fahrt aufgenommen und bin voll hingeflogen. Wenn meine Eltern mich gleich so sehen, werden sie denken, ich sei betrunken gewesen (was leider stimmt – ich hab ‘nen Iltis auf der Zunge) und hätte eine Schlägerei angefangen (was nicht stimmt). Dann halten sie mir wieder einen Vortrag über Vernunft und Rücksicht. Das nervt tierisch.

Gestern Nacht habe ich einen Pakt mit Gott geschlossen. Wenn ich mehr Rücksicht nehme, muss er Mama gesund und belastbarer machen, sodass ich meine Musik laut aufdrehen und abends lange ausgehen kann. Ich hoffe, es gibt einen Gott und er geht auf den Deal ein! Ansonsten zieh ich einfach aus, sobald ich mit der Schule fertig bin und mein eigenes Geld verdiene. Oder wir ziehen in eine WG!?!

Laras Tagebuch

Heute ist Sonntag und wir hatten wieder ganz schön dicke Luft zuhause. Ich war genervt, dass ich nicht ausschlafen konnte, sondern helfen musste, den Frühstückstisch zu decken. Linus ist gar nicht zum Frühstück aufgetaucht. Erst mittags ist er aufgestanden und hat sich dann direkt mit Papa gezankt. Mama hält sich raus. Sie hat letztens zu Papa gesagt, sie hätte gerade einfach keine Lust, sich zu streiten. Und auch keine Kraft dafür. Letzte Woche hatte sie noch Untersuchungen und jetzt fängt bald ihre Chemo an. Sie denkt eigentlich an nichts anderes mehr. Wenn ich ihr was erzähle, habe ich das Gefühl, sie hört mir kaum zu.

Ich hatte keinen Bock mehr auf schlechte Laune und bin zu Isabel gegangen. Dann habe ich ihr von Mamas Krebs erzählt – endlich. Gestern hab ich doch glatt in der Schule angefangen zu heulen, ich hab in Deutsch eine Fünf geschrieben und jetzt will die Lehrerin mit Papa sprechen. Genau an dem Tag hatte ich auch noch Wimperntusche drauf, die dann natürlich verlaufen ist. Die Tränen haben ganz dunkle Rinnsale über mein Gesicht gezogen, es sah aus wie ein düsteres Spinnennetz. Und alle haben es gesehen! Ich wollte nicht vor der ganzen Klasse sagen, was los ist. Sonst kommt vielleicht keiner mehr zu uns zu Besuch, weil alle denken, der Krebs wäre ansteckend oder so. Das ist natürlich Schwachsinn

Isabel hat mich umarmt, ganz traurig angesehen und gesagt, sie hoffe, dass es Mama bald wieder besser geht. Sie kennt anscheinend ein Mädchen, dessen Tante an

Krebs gestorben ist. Na, das muntert mich natürlich nicht auf! Immer kennt irgendwer irgendwen, der auch Krebs hatte, dem es ganz schlecht ging oder der gestorben ist. Wenn ich jetzt schon wieder dran denke, werde ich ganz böse auf den blöden Krebs. Warum macht er so vielen Menschen das Leben schwer?

Der Chemo-Sommer

Es ist Sommer geworden, die schönste Zeit für Lara und Linus. Bald sind für ein paar Wochen Ferien. Die Familie hat es sich auf der Terrasse mit Blick auf den Garten gemütlich gemacht mit selbstgemachten Milkshakes, Kaffee, der nebelige Rauchzeichen in die Luft malt, und Sonnenstrahlen, die die Nasen kitzeln. Moos durchzieht die Wiese, die Hecke hat Löcher wie ein Schweizer Käse, die Obstbäume wachsen krumm und schief wie der Turm von Pisa und in den Beeten recken rote und violette Dahlien ihre struppigen Köpfe in die Luft. Von ordentlich angelegten Beeten wie im Schloss Versailles kann keine Rede sein. Der Garten ist genauso, wie Familie Pfenning ihn liebt – wild, bunt und irgendwie robust.

Fernando sitzt mit einem Buckel wie eine Katze vor seiner taz, die schwarze Kaffeetasse mit der Aufschrift «Chef» braucht dringend Nachschub. Bettina betrachtet ihren Mann und denkt: «Fernando sieht aus, als sei er über Nacht um Jahre gealtert.» Haare und Bart sind noch immer dunkelbraun, wie Schokolade mit viel Kakao, nur hier und dort lugen ein paar feine graue Fäden hervor. Aber sein Gesicht ist knittrig wie eine alte Papiertüte. Makeup würde ihm jetzt gut stehen. Trotz fast 30 Grad Celsius kauert Bettina mit einer schwarzen Wollmütze und einem Lattemacchiato-farbenen Strickpulli auf dem gepolsterten Gartenstuhl. Entweder sie friert oder sie schwitzt. Richtig wohl fühlt sie sich seit der letzten Chemo zu keinem Zeitpunkt mehr. «Jetzt kann ich die Nebenwirkungen nicht mehr vor den Kindern verstecken», denkt sie bei sich und stupst ihren Keks auf dem Teller gedankenverloren im

Kreis. Die ersten drei Therapien mit Zytostatika hat sie hinter sich – mindestens drei weitere folgen noch. Die ersten beiden Infusionen hat sie ganz gut vertragen, aber jetzt setzt das Gift ihrem Körper immer stärker zu.

«Hört mal, Kinder», setzt Fernando an, «aus dem Sommerurlaub am Meer wird leider dieses Jahr nichts. Eure Mutter muss zu den Chemotherapien und das verträgt sich nicht mit einer Reise», erklärt er vorsichtig. Linus und Lara tauschen betrübte Blicke, sie hatten sich schon im Salzwasser plantschen gesehen. Die letzten gemeinsamen Ferien liegen schon länger zurück, im vergangenen Jahr hatte nämlich Linus keine Lust auf Familie und war zuhause geblieben. «Ach Mann, jetzt wenn wir endlich bald frei haben. Ich will nicht die ganze Zeit hier rumsitzen. Können wir denn nicht ohne Mama fahren?», fragt Linus entnervt in die Runde und springt vom Stuhl auf. Die kurze Jeanshose und das blaue T-Shirt hängen an ihm wie zwei müde Säcke, sein Haar ist zerzaust wie bei einem Hund, der sich ausgiebig im Gras gewälzt hat.

Bettina antwortet enttäuscht: «Es tut mir sehr leid, Linus, aber ich habe mir das nicht ausgesucht. Ich würde auch lieber mit euch am Strand liegen anstatt im Bett.» Zwischen den Infusionen seien zwar etwa drei Wochen Erholungszeit geplant, hören die beiden, aber ihre Mutter traue sich einfach keine Reise zu. «Ihr seht ja, wie schlecht es mir jetzt schon geht. Das wird mit den weiteren Chemos nicht besser. Der Arzt hat gesagt, am besten sollte die ganze Familie mithelfen, diese Zeit zu überstehen». Mitten in dieser bedrückten Stimmung lässt Linus seinem Frust freien Lauf: «Letztes Jahr wart ihr sauer, dass ich nicht mit in den Urlaub wollte. Und jetzt möchte ich wieder mit, da

könnt ihr nicht fahren. Muss die dumme Therapie ausgerechnet jetzt im Sommer sein?» Eine Antwort wartet Linus gar nicht erst ab. Er fegt zum Haus, verzicht sich in sein Zimmer und dreht die Musik auf Anschlag, dass die Glastüren klirren. Auch zum Abendessen kommt er nicht aus seiner Höhle.

Lara bringt ihm schließlich ein paar geschmierte Brote mit Käse, Schinken und Gurken, die er mit Heißhunger verschlingt. Reden will er nicht, die Geschwister sitzen schweigsam am PC und spielen mehrere Runden Autorennen. Ein paar Minuten später kommt ihre Mutter ins Zimmer: «Kann ich noch mal kurz mit euch sprechen? Euer Vater und ich sind uns sicher, dass wir dieses Jahr wirklich nicht verreisen können. Wir wissen nicht, wie ich die Behandlung weiterhin vertragen werde und möchten lieber zuhause in der Nähe der Ärzte bleiben. Aber ihr beide solltet trotzdem in den Urlaub fahren. Lara, was hältst du davon, mit Isabels Familie Ferien zu machen? Und für dich, Linus, haben wir uns auch was ausgedacht – du könntest in die USA zum Camping mit anderen Jugendlichen. Hier, schau dir mal diese Website an.» Bettina reicht ihm einen Zettel mit einer www.-Adresse. Linus fragt: «Amerika, so weit weg, ohne euch?» Und Lara flüstert nachdenklich: «Hm, mal gucken.»

Nachricht von Linus an Cedric

Hey Ced, alles klar? Ich habe verrückte Neuigkeiten. Unsere Eltern wollen, dass wir Kids ohne sie in den Sommerurlaub fahren. Lara hat keine Lust dazu, sie will hier bleiben. Meine Mutter hat mir eine Reise rausgesucht,

die ich erst total bescheuert fand, aber langsam freunde ich mich mit ihrem Vorschlag an.

In Amerika gibt es organisiertes Camping für Jugendliche mit krebserkrankten Eltern – das hört sich erstmal total schrecklich an, oder? Da reist der Krebs ja mit und dann muss ich auch dauernd darüber reden. Aber Mama hat mir eines rausgesucht, das in Kalifornien ist. Das Beste: Ein Surfkurs für Halbprofis wie mich ist inklusive!!! Lass uns morgen mal in der Schule drüber quatschen.

Apropos Schule: Wir wollten doch morgen zum Döneressen statt zum Deutschunterricht – daraus wird leider nichts. Lara hat einen abfälligen Kommentar von ihrer Deutschlehrerin bekommen, weil sie eine Fünf geschrieben hat. Jetzt will Papa morgen in die Schule kommen und mit Laras und unserer Klassenlehrerin sprechen. Er möchte ihnen von Mamas Krankheit erzählen und sie bitten, mehr Rücksicht auf uns zu nehmen und uns besonders zu unterstützen. Deshalb sollte ich wohl morgen besser nicht schwänzen. Stehst du ›Gedichtinterpretation‹ mit mir durch? Sind ja nur noch ein paar Tage ;-) Bis morgen, L.

Linus allein unterwegs

Linus fühlt sich pudelwohl in den USA. Erst hatte er lange gezögert, sich dann aber doch für die Reise entschieden. Kalifornien, das kannte er bislang nur aus der TV-Serie «O.C., California», in der die Familien in prunkvollen Villen auf feudalen Anwesen leben. Schon die 16-Jährigen haben einen Porsche vor der Garage stehen und Goldkettchen mit dicken Klunkern um die Handgelenke gewickelt. Das Camp, in dem Linus und die anderen Jugendlichen wohnen, hat mit dem Protz aus dem Fernsehen nicht viel zu tun: Sechs winzige Holzhütten reihen sich im Kreis aneinander wie in einem afrikanischen Dorf. Jeweils vier Jugendliche haben es sich in einem Holzhaus gemütlich gemacht, ihre Schlafsäcke auf Isomatten ausgebreitet und die Rucksäcke mit den Klamotten am Kopfende verstaut.

Vor drei Tagen war Linus mit acht Mädchen und genauso vielen Jungs in seinem Alter vom Frankfurter Flughafen aufgebrochen. Sie alle teilten das gleiche Schicksal, hatte einer der Betreuer bei der Vorstellungsrunde in der Abflughalle erzählt – von jedem ist ein Elternteil an Krebs erkrankt. Elf Stunden sind sie bis Los Angeles geflogen, dann weiter mit einem Bus ein paar Kilometer westlich in Richtung Santa Barbara. Dort liegt der Campingplatz direkt am Pazifik. In der Mitte des Camps, auf dem «Dorfplatz», findet das Leben statt. Auf Bierbänken im Freien wird gegessen, an Biertischen gegessen. Darüber haben die Betreuer eine mächtige Plastikplane als Schirm gespannt, die vor heißen Sonnenstrahlen und kleinen Regenschauern schützen soll.

Die Küche ist provisorisch in einer ausrangierten Garage eingerichtet, mit Gaskochern, gewaltigen verbeulten Blechtöpfen und Spülwannen für das dreckige Geschirr. Es geht zu wie in der Schulkantine, nur dass die jungen Leute selbst die Kochlöffel schwingen: Nudeln mit Tomatensauce, Fisch, der angeblich direkt aus dem Meer kommt, und Gemüse, das die Bauern vom Land liefern. Zuhause wäre der tägliche Küchendienst für Linus ein echter Supergau, im Urlaub vertreibt er seine gute Laune nicht.

Linus wirft sich gleich am ersten Morgen in sein Strand-Outfit: luftige Shorts, grün wie ein Granny-Smith-Apfel, die auf seinen spitzen Hüftknochen wie auf zwei Handtuchhaken hängen. Die Hose sei der letzte Schrei in diesem Sommer, hatte Modefachmann Cedric behauptet, damit würden die Mädels Linus garantiert zu Füßen liegen. Bettina hatte darüber nur herzlich gelacht und ihm ohne weiteren Kommentar zwanzig Euro in die Hand gedrückt. Er schnappt sich sein Surfboard und stapft rund zweihundert Meter durch den heißen, feinen Sand bis zum Meer. Das Wasser sei heute gute zwanzig Grad warm, hatte Fritz, einer der Betreuer, Linus beim Frühstück verraten. «Dann bekomme ich wenigstens nicht gleich Frostbeulen», hatte Linus ihm grinsend geantwortet.

Fritz ist ein waschechter Kölner mit rheinischem Humor, blond gebleichten Haaren, Drachentattoos auf den muskulösen Armen und im Sommercamp die Mutter für alles. Den Job macht er schon seit vier Jahren. Als er mit dreiundzwanzig Jahren gleich beide Eltern bei einem Autounfall verlor, brach er sein Jurastudium ab und jobbt seitdem mal hier, mal dort. Linus erreicht eine Bucht ohne Menschen, Glasscherben, weggeworfenes Eispapier oder

leere Plastikflaschen. Nur Muscheln in allen möglichen Farben und Formen liegen im Sand herum. Der Wind treibt die Wellen fächerartig in die Bucht, am Ufer schäumen sie wie Shampoo, das man sich genüsslich in die Haare massiert. Linus legt sich auf sein Brett und paddelt mit kräftigen Kraulbewegungen hinaus aufs offene Meer. Unter den kleineren Wellen taucht er geschickt hindurch. Auf die Großen steuert er zu und lässt sich von ihnen in die Höhe heben wie ein Vogel von der Thermik. «Wooooow! Surfen ist noch viel besser als mit dem Longboard über die Pipes zu sausen!», jubelt er. Draußen auf dem Meer gönnt Linus sich eine Pause, und lässt sich wie ein Segelboot von den Wellen auf und ab schaukeln. Dann rollt vom Horizont eine mächtige Welle an, er krault, um Schwung aufzunehmen, springt auf sein Brett und prescht auf der Wasserwand in Richtung Strand. «Juhuuuuuuuuuu!», ruft er voller Freude in den blauen Himmel, dann plumpst er vom Brett und verschluckt gleich eine ganze Ladung des salzigen Wassers.

Am Strand hat es sich Fritz im aufgeheizten Sand gemütlich gemacht. «Hey», ruft er, als Linus sich ihm nähert, «wie schmeckt das Salzwasser?» Der braun gebrannte, gut gelaunte Typ hat immer einen lockeren Spruch auf den Lippen.

«Haha, sehr witzig!», sagt Linus ironisch und schüttelt sich das Wasser aus den Haaren wie ein Hund.

«Soweit ich sehen konnte, surfst du aber gar nicht so schlecht!», wirft ihm Fritz entgegen, leert mit einem großen Schluck seine Apfelschorle und zerknittert die Dose in seiner Hand.

«Danke, aber heut hat's nicht so gut geklappt. Normalerweise bin ich besser», gibt Linus ein bisschen an

und fischt zwei Dosen Spezi aus der Kühlbox, die Fritz neben sich in den Sand gestellt hat. «Hier, willst du?», fragt er und reicht Fritz eine.

«Danke. Wieso lief's heut nicht so gut? Was war denn los?»

«Naja, ich bin irgendwie nicht so toll drauf. Ich denke viel an den Krebs meiner Mutter und was er mit unserer Familie macht. Bis jetzt konnte ich das Thema gut von mir wegschieben, aber jetzt drängt es sich immer wieder in meinen Kopf. Es kann nicht so weitergehen wie bisher.»

«Warum nicht?»

«Es gibt ständig Ärger. Papa schimpft, Mama und Lara sind auch irgendwie sauer auf mich. Darauf hab ich keinen Bock mehr. Ich möchte nicht der Grund für die miese Stimmung zuhause sein. Ich möchte gerne helfen, die Scheißzeit zu überstehen.»

«Und, hast du schon eine Idee, wie du das machen könntest?»

«Nee, nicht wirklich.»

«Was sind denn die komischen Situationen?»

«Papa meint, ich trinke zu viel, wenn ich abends in der Kneipe war. Aber der Alkohol hilft mir, nicht dauernd an Mamas Krankheit zu denken – irgendwie. Mama findet mich oberflächlich und will mit mir lieber über Familienzusammenhalt und das Leben sprechen anstatt über Fußball und Battlefield. Das verstehe ich ja auch, bei ihr geht's um die Wurst. Und meine kleine Schwester wirft mir vor, ich würde mich nur noch in meinem Zimmer verkriechen und hinter dem Computer verschanzen.»

«Stimmt das denn?»

«Wahrscheinlich haben sie schon recht. Aber ich finde es halt gut, ein Bierchen zu trinken, zu chatten und online ein bisschen zu zocken. Das macht mir Spaß.»

«Also willst du eigentlich nichts daran ändern?»

«Ein wenig reduzieren könnte ich's schon. Und mit Mama könnte ich auch ein bisschen mehr reden.»

«Na, dann bist du doch schon auf der richtigen Fährte! Gibt es etwas Bestimmtes, worüber du mit deiner Mutter sprechen könntest, was ihr oder auch dir wichtig ist?»

«Die Familie, das Leben, die Erkrankung – so schwierige Themen halt. Davon habe ich doch keine Ahnung.»

«Wenn du willst, können wir in diesem Urlaub mal über sie reden und du kannst über alles dann für dich alleine nachdenken. Und wenn du wieder zuhause bist, sprichst du sie an.»

«Ja, nicht schlecht die Idee», antwortet Linus erleichtert. Dann erzählt er Fritz noch von seinem Pakt mit Gott und seiner Angst, dass er ihn nicht erfüllen kann.

«Versuch es einfach und gib dir Mühe. Das ist alles was du tun kannst», sagt Fritz. Sie schlürfen schweigend ihre Spezi und blicken zum Horizont, wo träge ein paar Schiffe schaukeln.

Nachricht von Linus an Cedric

Hey Ced, wie ist dein Sommer? Kalifornien und vor allem das Surfen sind fantastisch! Ich habe mich mit einem der Betreuer unterhalten und dann abends mit einer kleinen Gruppe am Lagerfeuer gegessen. Am meisten haben die Mädels über ihre Probleme geredet, aber auch ein paar Jungs. Einer hat erzählt, dass er sich von seinen

Eltern total vernachlässigt fühlt. Seit sein Vater krank ist, kümmern sich beide Eltern nur noch um seine drei kleinen Geschwister. Er ist der Älteste und muss allein mit seinem Mist klar kommen. Er wird nie gefragt, wie es ihm geht. Der Junge hat richtig heftig geweint. Fast hätte ich mitgeheult, aber es blieb dann nur bei einem Kloß im Hals. Auch bei uns in der Familie bekommt Lara mehr Aufmerksamkeit. So empfinde ich es jedenfalls. Und ich zieh' mich dann zurück in mein Schneckenhaus. Aber immer wieder denken Mama, Papa oder Lara dann ja doch an mich. Außerdem habe ich ja noch dich :-) Ich habe hauptsächlich den anderen zugehört und irgendwann abgeschaltet und einfach in die Flammen geschaut wie sie rot, orange und gelb geflimmert haben und das Feuer dann irgendwann verglüht ist. Schade, dass du nicht hier bist. Dann könnten wir morgen zusammen surfen. Bis ganz bald, dein L.

Laras Tagebuch

Ein bisschen traurig bin ich, dass ich nicht mit Isabel gefahren bin. Sie sind mit dem Campingwagen nach Italien ans Meer, aber es ist auch gut bei Mama zu sein. Wir verbringen viel Zeit miteinander, weil sie ja nicht arbeiten kann und ich nicht in die Schule muss.

Vor ein paar Tagen war ich bei Mamas Chemo dabei – es war schon die Fünfte, bald hat sie es geschafft! Sonst war immer eine Freundin von Mama mit, aber die konnte letzten Dienstag nicht. Es war gar nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte. Zuerst hat Mama mit dem Arzt gesprochen und ihre Blutwerte wurden untersucht. Mama

hat mir erklärt, dass genügend weiße Blutkörperchen im Blut sein müssen, um Bakterien und andere Eindringlinge abzuwehren – ansonsten hätte sie die Chemotherapie, die ja das Immunsystem schwächt, nicht machen dürfen.

Mama hat die Infusion in einem kuscheligen, beigen Ohrensessel in einem Raum bekommen, wo noch zehn andere Patienten saßen, die Krebs haben wie Mama. Wenigstens hat jemand einen Gummibaum ins Eck gestellt, so wirkte alles ein bisschen freundlicher. Mama hat mir erklärt, dass die Chemo ein Medikamentenmix ist, der entweder durch die Venen im Arm ins Blut geleitet wird oder durch einen sogenannten Port ins Blut kommt. Das Wort hatte ich noch nie gehört. Es ist ein fest implantiertes, kleines Gerät, das mit der Blutbahn verbunden ist. Bei ihr sitzt es neben dem BH-Träger unter der Haut, man sieht nur eine kleine Beule, wenn man genau hinguckt. Der Port könne da jahrelang bleiben, hat sie mir erklärt. Mama hat ihren noch von der ersten Chemo vor mehreren Jahren. Sie sagt, es tue nicht weh, wenn der Arzt den Port ansticht. Von dort verteilt sich die Flüssigkeit im ganzen Körper. Ganz schön unheimlich. Der Chemiecocktail soll so viele Krebszellen wie möglich zerstören und ist ziemlich giftig. Man weiß vorher nicht, wer wie auf die Chemo reagiert. Manche haben nicht so viele Nebenwirkungen, andere schon. Und bei manchen wirkt die Chemo sehr gut gegen den Krebs und bei anderen nicht so gut. Wenn die eine Medikamentenmischung keinen Erfolg bringt, könne man eine andere ausprobieren, hat Mama gemeint.

Nachdem die Infusion lief, hat Mama ganz entspannt gesagt: «Komm wir lesen etwas, das dauert hier noch länger.» Sie hat sich schon total an die Behandlung

gewöhnt, als wäre das nichts Aufregendes mehr, so viel Gift zu bekommen. Ich habe Mama die Vogue-Zeitschrift gegeben und selbst mein Buch genommen. Ich lese gerade *Der kleine Prinz* von Antoine de Saint-Exupéry. Es ist ein Kinderbuch, aber so philosophisch, dass es auch vielen Erwachsenen gefalle, hatte Mama erzählt, als sie es mir geschenkt hat. Ich finde es ganz gut bis jetzt, aber heute konnte ich mich sowieso nicht konzentrieren, weil die anderen Frauen im Raum ziemlich laut miteinander über ihre Krankheit und Nebenwirkungen ihrer Chemos geredet haben. Es war ganz offensichtlich, dass sie unechte Haare auf dem Kopf hatten. Die eine Perücke war blond wie das Haar von Marilyn Monroe, die andere schwarz wie das Haar einer Südamerikanerin. Beide Frauen sahen ziemlich müde aus, mit dunklen Flecken unter den Augen, als hätten sie seit einer Ewigkeit nicht mehr richtig geschlafen. Die Frau mit den dunklen Haaren fand ich unheimlich hübsch, mit großen braunen Augen und feurigem, roten Lippenstift. Der wirkte wie ein Farbtupfer in dem kahlen weißen Gesicht. Der alte Mann neben ihnen sah auch ganz erschöpft aus. Er hatte seinen großen, grauen Schlapphut neben sich gelegt, sodass man seine Glatze sah. Und er hatte seine Hände im Schoß verschränkt, als würde er beten. Da saß er ganz regungslos in sich versunken mit hochgekrempeelten Hemdsärmeln und seinem Schlauch im Arm. Seine Gedanken mussten ihn aber so amüsiert haben, dass er plötzlich losgeprustet hat. An was er sich wohl erinnert hat? Bestimmt war er auch irgendwann mal sehr glücklich und hatte lustige Zeiten. Wie wir! Mama und ich haben uns angeschaut und auch schmunzeln müssen. Irgendwie war es schön, den alten Mann in dieser armseligen Situation lachen zu sehen

und mit Mama zu grinsen. Das fand Mama auch – später hat sie Papa erzählt, wie gut es ihr getan hat, dass ich mit zur Therapie gekommen bin, auch wenn wir nichts Großartiges erlebt haben. Wie plötzlich so ganz kleine Dinge im Leben wichtig und schön werden.

Nach der Chemo ging es Mama ein paar Tage ziemlich schlecht. Sie fühlte sich schlapp, hatte Kopfweg, rannte öfters ins Bad, und lag sonst fast den ganzen Tag auf Omas roter Couch. Dick eingepackt in Woldecken. Ich hab öfters mal die Gartentür aufgemacht, damit sie den Sommer schnuppern kann. Aber jetzt geht's ihr schon langsam wieder besser, vielleicht hat die Frischluftkur ja genützt. Wir freuen uns alle auf Linus – er kommt morgen aus den USA zurück. Mama und ich haben schon einen Willkommensgeschenk für ihn gebacken: gedeckter Apfelkuchen nach dem Rezept von Oma, den liebt Linus so.

Helfen und helfen lassen

Nachricht von Linus an Cedric

Hey Ced, ich hab dir doch erzählt, dass ich jetzt manchmal mit Mama Besorgungen in der Stadt mache, oder mit ihr ins Krankenhaus gehe. Es gefällt ihr, wenn sie das nicht alleine machen muss. Sie sagt immer ganz stolz: «Schaut her, das ist mein liebenswerter Sohn!» Das ist zwar peinlich, aber irgendwie auch sehr nett. Heute haben wir den Ärzten und Krankenschwestern auf der Chemostation einen Strauß Blumen und Schokolade gebracht – als Dankeschön, dass sie sich so gut um Mama gekümmert haben. Dabei hat Mama mich einer jungen Krankenschwester vorgestellt. Sie heißt Anna, hatte marineblaue Hosen, eine ebenso blaue Bluse und pinkfarbenen Crocs an – was für 'ne Zusammenstellung :-) Aber mir hat sie auf Anhieb gefallen. Die braunen Haare waren wie bei den Mädchen in Bayern zu einem dicken Zopf geflochten und reichten ihr bis zum Po. Der ist vielleicht ein bisschen zu breit für meinen Geschmack, aber dafür hat sie tolle moosgrüne Augen. Die gehen mir nicht mehr aus dem Kopf. Sie ist ein halbes Jahr älter als wir und total süß. Sie hat mir ihre Telefonnummer gegeben, vielleicht kann ich mich am Wochenende mit ihr verabreden. Was sagst du dazu? Das Allerwichtigste ist aber: Die Chemotherapie hat bei Mama gut angeschlagen, die Metastasen sind geschrumpft. Jetzt können die restlichen Tumore bald rausoperiert werden!

Laras Tagebuch

Puh, ich bin erschöpft. Die Schule hat wieder angefangen und heute war ich nach dem Unterricht noch einkaufen. Mama hat sich von ihren Chemos zwar schon wieder ganz gut erholt, aber wir versuchen, ihr noch so viel wie möglich abzunehmen. Deshalb musste ich neben meinem dicken Schulrucksack noch zwei Einkaufstüten tragen. Aber Mamas »Danke« hat die Schleppe schon wieder «worth it» gemacht – den Ausdruck habe ich im Englischunterricht gelernt: Das war es wert.

Nach dem Einkaufen habe ich mir eine Orange geschält. Wie immer habe ich mit dem Messer in die Schale geritzt, aber aus Versehen viel zu fest gedrückt und ins Fruchtfleisch der Orange geschnitten. Da kam mir ein gruseliger Gedanke: So wie ich in die Orange geschnitten habe, so werden die Ärzte in Mamas Haut und ihre Leber schneiden. Für sie ist Mamas Leber wie ein Stück Fruchtfleisch und die kleinen Tumoren wie die Kerne einer Orange, die man entfernen muss. Erst fand ich die Vorstellung fies, aber dann irgendwie auch beruhigend. Wenn es für Chirurgen so einfach ist, an einem Organ herumschneiden, wie es für mich ist eine Orange zu schälen, dann verläuft bestimmt alles gut.

Später kommt noch Isabel und wir kochen für alle. Wir haben zwar beide keine Ahnung, wie das überhaupt geht, aber ich habe mir gestern schon ein Rezept im Internet rausgesucht. Es gibt Kürbissuppe und Kaiserschmarrn. Eigentlich wollte auch Anna kommen, in die Linus ganz vernarrt ist, aber leider muss sie arbeiten. Im Kino waren sie ja schon zusammen. Ich glaube, sie tut ihm gut, hoffentlich wird es was mit den beiden.

Nachricht von Linus an Anna

Hallo Anna, heute habe ich meinen Eltern beim Abendessen von unserer ersten Verabredung erzählt. Ich fand's sehr schön mit dir im Kino. Hast du Lust, mich noch mal zu treffen? Du hast doch auch angeboten, mit mir für die Bioklausur zu lernen. Was hältst du von einem Picknick und nebenbei fragst du mich den Knochenaufbau oder so ab? Melde dich bald, dein Linus

Linus zerrt sein silbernes Mountainbike aus der Garage. «Endlich ist es soweit», denkt er. Die Vorfreude auf Anna lässt sein Herz hüpfen wie einen Gummiball. Die Route bis zu ihr nach Hause hat er schon auswendig im Kopf, so oft hat er sie sich auf Google Maps angeschaut. Keine Viertelstunde braucht er, wenn nicht alle Ampeln rot sind. Anna wohnt mit ihrem Vater in einer kleinen Wohnung in der Bonner Innenstadt, nicht weit von der Fußgängerzone entfernt. Annas Eltern sind geschieden, ihre Mutter lebt in Köln. Manchmal besuchen sie einander am Wochenende, aber oft sehen sich Mutter und Tochter wochenlang nicht. Wenn Linus daran denkt, dass seine Mutter vielleicht in einigen Jahren nicht mehr da sein könnte, würde er Anna am liebsten sagen, sie solle mehr mit ihrer Mutter unternehmen und die Zeit mit ihr genießen. «Wenn aus uns wirklich was wird, fahren wir vielleicht mal zusammen nach Köln», überlegt Linus, während er kräftig in die Pedale tritt.

Anna steht schon mit einem vollgepackten Picknickkorb und ihrem schwarzen Hollandfahrrad vor der Tür. Sie trägt einen orangefarbenen Minirock und ein ärmelloses schwarzes Shirt. «Ohne Krankenschwesterkluft gefällt sie mir noch besser!», schießt es Linus durch den Kopf. Fröhlich sagt er: «Hi, super siehst du aus.» Anna lächelt und antwortet: «Danke, schön, dass du das sagst. Ich hab alles dabei. Getränke hast du, oder?» «Klaro, ich habe Wasser, Saft und vier Radler im Rucksack, es kann losgehen!», sagt Linus und schwingt sich auf sein Fahrrad. Sie fahren aus der Innenstadt in Richtung Rhein, vorbei an kleinen, geduckten Häusern, am ehemaligen Regierungsgebäude und dem langen Eugen, in dem das UN-Büro untergebracht ist.

Nach ein paar Kilometern erreichen sie die Rheinaue, einen der beliebtesten Picknickorte der Städter. Linus strampelt neben Anna her und fragt: «Na, kennst du 'ne gute Stelle?» Anna schweigt und steuert zielstrebig auf einen Platz genau am Wasser zu. Kinder toben auf der Wiese herum, die Eltern sitzen im Schatten unter Bäume und plaudern. «Eigentlich wäre ich lieber allein mit ihr», denkt sich Linus, aber an Zweisamkeit ist hier an einem sonnigen Samstag nicht zu denken. Linus springt vom Rad und nimmt die Decke aus Annas Korb. Sie setzen sich darauf, und noch bevor sie alle Leckereien ausgepackt haben, fällt Linus mit der Tür ins Haus: «Darf ich dich küssen?» Anna guckt verwundert, lächelt und schweigt. Sie hat offenbar nichts dagegen einzuwenden. Er drückt seinen Mund vorsichtig auf ihren, Annas Zunge berührt die seine. Der Kuss ist so süß wie Nutella, das er so gerne zum Frühstück isst. Linus hat zwar schon einige Mädchen geküsst, aber noch nie ist ihm dabei so heiß im Bauch

geworden. «Es fühlt sich an wie eine kleine Explosion», denkt er. Als er seinen Mund wieder von Annas löst, hat sie immer noch die Augen genüsslich geschlossen, als würde sie den Kuss noch nachfühlen wollen. Dann schlägt sie die Lider auf und sagt entschieden: «So, jetzt essen wir was. Und danach lernen wir Bio, damit wir unser Soll für den heutigen Tag auch erfüllen.» Sie scheint ganz schnell zur Tagesordnung übergehen zu wollen. «Schade», denkt Linus, «aber der Kuss war sicher nicht der letzte».

Papa so weit weg

Laras Tagebuch

Mama hat die Leber-OP gut überstanden. Ein paar Tage war sie im Krankenhaus und jetzt hat sie noch Schmerzen an der Narbe am Bauch. Die muss noch heilen. Aber die drei kleinen Tumoren konnten die Ärzte gut entfernen. Seit Mama die Chemo und jetzt auch die OP überstanden hat, geht es ihr langsam immer besser. Sie kann schon wieder spazieren, Kleinigkeiten selber einkaufen und mit Freundinnen Tee trinken. Einmal war sie sogar schon wieder beim Yoga, aber da musste sie besonders mit ihrer Narbe aufpassen. Je besser sie sich fühlt und je mehr sie wieder alleine schafft, desto öfter ist Papa weg und wir sind auf uns allein gestellt. Er sagt, er habe die Arbeit lange genug schleifen lassen und müsse jetzt das Versäumte aufholen. Als Mama wegen der OP im Krankenhaus war, hatte er sich frei genommen, aber seitdem sehen wir ihn kaum noch zuhause. Und wenn er da ist, redet er wenig, hat oft schlechte Laune oder liest Forschungsartikel für die Arbeit – dann darf man ihn nicht stören. Heute habe ich ihn gefragt, ob er traurig oder sauer sei, aber er hat nur das Gesicht verzogen und den Kopf geschüttelt. Ich hoffe, Papa kommt morgen früher von der Arbeit, damit wir abends zusammen essen und was spielen können.

Fernando ist am nächsten Tag nicht pünktlich zum Abendessen da. Er kommt spät, sehr spät. Lange nachdem

Lara ins Bett gegangen ist, reißen laute Stimmen sie aus dem Schlaf. Sie horcht sekundenlang verschlafen, bis sie die Worte der beiden Streithähne versteht. «Du bist ja nicht nur heute so spät nach Hause gekommen, sondern du tust das ständig!», wirft Bettina ihrem Mann vor. «Ich habe halt viel Arbeit», entschuldigt sich Fernando. Seine Stimme ist monoton und emotionslos, als käme sie aus einem Navigationssystem. Bettina hingegen piepst in hohen, schrillen Tönen: «Du hattest immer viel Arbeit. Seit Jahren wächst das grüne Bewusstsein und du bist mittendrin. Aber früher bist du trotzdem nach Hause gekommen. Du hast den Kindern noch gute Nacht gewünscht und wir zwei haben uns mit einem Glas Rotwein einen schönen Abend gemacht. Da waren wir uns gefühlsmäßig viel näher!» Fernandos Stimme klingt ausgelaugt, als er sagt: «Ich weiß, aber wir haben drei neue große Projekte. Ich kann da nichts machen. Trotzdem bin ich doch für dich da.» Lara hat sich mittlerweile aus dem Bett gehievt, die Tür ihres Zimmers geöffnet und läuft mit ein paar leisen Schritten den Flur entlang. Von dort kann sie ihre Eltern durch einen Spalt der Wohnzimmertür sehen.

Ihr Vater will Bettina umarmen, sie aber weicht zurück und guckt auf den Boden. «Fass‘ mich bloß nicht an, ich will jetzt nicht in den Arm genommen werden», schimpft sie. «Du bist doch der Leiter der Projekte. Wer sonst sollte Aufgaben verteilen können, wenn nicht du?» In Bettinas Stimme mischen sich Wut und Erschöpfung: «Deine Ausreden sind so schlecht wie die eines Politikers, der einen Skandal nicht eingestehen will. Die will ich mir nicht weiter anhören! Du musst deine Prioritäten selbst wählen. Ich fände schön, wenn die Familie mehr Raum in deinem

Leben bekommen würde – gerade in unserer Situation.» Sie dreht sich von Fernando weg, das Gespräch scheint für sie beendet zu sein. «Willst du jetzt so ins Bett gehen?», fragt Fernando in Richtung Bettinas Rücken. «Was bleibt mir anderes übrig? Und du schläfst am besten auf der Couch. Ich brauch‘ keinen kalten Fisch in meinem Bett, dessen Wecker mich dann morgens auch noch aus dem Tiefschlaf reißt!» Lara spurtet zurück ins Dunkel ihres Zimmers, hört Schritte auf der Treppe und dann das Wasser im Bad laufen. Wahrscheinlich ist Fernando frustriert alleine im Wohnzimmer zurückgeblieben. «Hoffentlich vertragen die beiden sich bald wieder», flüstert Lara leise in den Raum, dann sinkt sie in ihr Bett und sofort wieder in den Schlaf.

Nachricht von Linus an Cedric

Hi Ced, wie geht's dir? Schade, dass du beim Kicken am Wochenende nicht dabei warst. Voll cool, dass deine Eltern trotzdem zugeguckt haben – meine waren nicht da. Papa scheint jegliches Interesse an Fußball verloren zu haben. Und an uns auch. Nächste Woche muss er auf einen Kongress in Frankreich, er macht irgendwas mit neuen Windenergieprojekten. Angeblich total wichtig. Und danach gönnt er sich im Anschluss einen Urlaub in Italien. Ohne uns. Er meint, er müsse unbedingt noch mal in seine Heimat (obwohl er da gar nicht aufgewachsen ist) und die entfernte Familie besuchen. Die Zeit ohne ihn ist zwar sehr entspannt (weil er sich nicht über mich aufregt), aber ich finde ziemlich unfair, dass er Mama und uns so alleine lässt. Anna meint, dass er vielleicht Zeit für sich

braucht. Aber er sollte hier sein! Gestern Abend hat Mama fürchterlich geweint, weil ihre Narbe weh tat und sie insgesamt so Angst vor diesem blöden Krebs hat, der immer wieder kommen kann. Lara und ich konnten sie kaum trösten. Ich habe das Gefühl, ich müsse hier die ganze Verantwortung übernehmen. Das Oberhaupt fliegt aus und ich häng' hier mit Mutter und Schwester rum. Naja, wenigstens können wir morgen in der Pause skaten. Mach's gut, L.

Die zwei Wochen ohne Fernando sind dahin gerast. Nur einmal hat er sich telefonisch gemeldet, um zu sagen, dass es ihm gut gehe. Nicht mehr. Lara und Linus haben ihren Vater kaum vermisst. Wie auch, denn in letzter Zeit hat er sich sowieso rar gemacht oder war schlecht drauf. Als er sonntagabends den Schlüssel in die Türe steckt, keimt doch heimlich Freude auf: «Das muss Papa sein!», ruft Lara, während Bettina schon zur Haustüre geeilt ist. Fernando hat einen großen Strauß Sonnenblumen im Arm, den er sofort auf den Zeitungstapel auf der Kommode wirft und gegen Bettina tauscht. «Es tut mir leid», flüstert er und drückt Bettina so fest an sich, als wolle er zwischen ihren Körpern eine Walnuss knacken. Lara ist ebenfalls zur Tür gelaufen. «Hey Papa, wir sind auch noch da!», sagt sie und zieht beide an den Armen ins Wohnzimmer. Linus erhebt sich langsam wie eine Schildkröte von der Couch und versucht cool zu sein. «Hi Papa. Was ist, musst du gleich wieder los ins Büro?» scherzt er. «Was für eine Begrüßung. Hallo erstmal, mein Sohn!» Fernando will auch Linus drücken, aber er weicht zurück wie eine Katze, die nicht gestreichelt werden will:

«Mann Papa, so einfach ist das nicht. Du lässt dir die Sonne auf den Bauch scheinen, während Lara und ich zur Schule gehen und gleichzeitig Mama bei allem helfen müssen. Dass du einfach abgehauen bist, war absoluter Mist von dir», fällt er mit der Tür ins Haus. Bettina und Lara nicken zustimmend. «Oh je, da muss ich wohl gleich zu Anfang meine Entschuldigung vorbringen.» Fernando stöhnt leise und kramt ein verknittertes Blatt Papier aus der Hosentasche, das er vorsichtig entfaltet. Samt Schuhe, Jacke und Rucksack steht er mitten im Wohnzimmer wie ein Schüler bei einem Referat.

Er liest vor:

«Liebe Bettina, lieber Linus, liebe Lara. Ihr seid meine drei allerliebsten Menschen. Es tut mir leid, dass ich euch in den letzten Wochen so allein gelassen habe. Eigentlich sollte ich Ehemann und Vater sein, aber da habe ich wohl kläglich versagt. Ich konnte meinen eigenen Ansprüchen nicht gerecht werden. Ich war selbst so aufgewühlt, traurig und hatte so viel Angst, dass ich einfach nicht für euch da sein konnte. Ich habe mich distanziert und abgegrenzt, weil ich Angst vor den Gefühlen hatte, die sonst hochkommen würden, wenn ich euch an mich ran lasse. Ich habe mich hinter meiner Arbeit verschanzt und bin in den Urlaub geflüchtet. Es hat etwas gedauert, bis ich mir eingestehen konnte, wie schwach ich eigentlich bin. In Italien ist mir klar geworden, dass wir alle stark und schwach sind. Und dass das auch okay so ist. Um das herauszubekommen, brauchte ich aber Abstand – von Bonn und von euch. Vielleicht war das egoistisch, aber ich habe keinen anderen Weg gesehen. Jetzt kann ich es aussprechen: Ich habe unglaubliche Angst, Bettina zu verlieren und den Rest meines Lebens ohne sie verbringen

zu müssen. Diesen Satz habe ich in Italien vor dem Spiegel geübt. Mein alter Onkel hat mich dazu gebracht, mir selbst beim Weinen zuzusehen. Ich bin immer noch unendlich traurig und ängstlich. Aber ich glaube, jetzt bin ich soweit, das vor mir und vor euch zugeben zu können. Wir müssen da gemeinsam durch. Nehmt ihr mich wieder auf in euren Kreis?»

Bettina und Lara nicken. Ihnen stehen Tränen in den Augen. «Und wie war's sonst so? Gab's Wellen zum Surfen?», fragt Linus und signalisiert damit, dass auch für ihn das Thema abgehakt ist.

Neue Verunsicherung

Lara und Linus sind allein zuhause, als das Telefon klingelt. Eigentlich wollten sie heute mit ein paar Freunden auf dem Rhein Kanu fahren, aber der Herbst zeigt sich nicht gerade von seiner Schokoladenseite. Durch das Fenster sieht es aus, als stehe das Haus unter einem gewaltigen Wasserfall und auf dem Rasen haben sich kleine Seen gebildet. «Ich geh' schon!», sagt Linus und springt auf.

«Linus Pfenning, hallo?»

«Guten Tag, hier ist Doktor Lemmert. Kann ich bitte deine Mutter sprechen?»

«Nein, sie ist leider nicht da.»

«Und dein Vater?»

«Nein, nur meine Schwester steht neben mir. Können wir Ihnen helfen?»

«Ich würde lieber mit deinen Eltern sprechen. Kannst du sie bitten, mich sofort zurückzurufen? Es geht um weitere Untersuchungen.»

«Gut, ich richte es aus.»

Linus steckt das Telefon nachdenklich zurück in die Ladestation. Das Atmen fällt ihm schwer, als hätte ihm jemand einen Ziegelstein auf die Brust gelegt. «Wer war das?», fragt Lara und schaut ihren Bruder aufmerksam an. Das Telefonat war offensichtlich nicht erfreulich, er wirkt verstört. «Das war Doktor Lemmert, Mamas Arzt. Er will weitere Tests mit Mama machen. Es ist dringend. Wusstest du, dass Mama im Moment weitere Untersuchungen hat?» Auch Lara weiß von nichts und ist

durch den Anruf verunsichert: «Nein. Meinst du, Mama verheimlicht uns was?»

Laras Tagebuch

Ich frage mich, warum Mama nichts von ihren Untersuchungen erzählt hat. Sie kam mir in den letzten Tagen ziemlich launisch und nervös vor, aber ich habe mir nichts dabei gedacht. Inzwischen ist es schon normal geworden, dass Mama Krebs hat, deshalb denken wir nicht mehr so oft dran und sprechen kaum noch darüber. Mama ist für uns so gut wie gesund, auch wenn sie nie mehr geheilt werden kann. Aber vielleicht gibt es schon wieder was Akutes und sie erzählt uns nur nichts davon, weil sie uns nicht beunruhigen will. Am liebsten würde ich manchmal den Kopf in den Sand stecken und einfach nichts mehr von dem Krebs hören, aber Mama ist nun mal krank. Und wenn was ist, dann will ich das auch wissen. Trotzdem traue ich mich nicht so recht zu fragen.

Was ist denn los mit dir?», fragt Bettina, nachdem Lara auf dem Spaziergang durch den herbstlichen Park kaum einen Ton gesagt hat. Rote, gelbe und noch grüne Blätter zappeln an den Ästen. Tiefe Pfützen haben sich in den lehmigen Boden gegraben – seit drei Tagen hat es fast ununterbrochen geschüttet. Bettina hat die Atempause des Regens genutzt, um ihre Kinder zu Fuß von der Schule abzuholen.

«Nichts», murmelt Lara und stiefelt weiter auf dem Schlammboden entlang. «Ach komm, ich kenn dich doch. Was bedrückt dich denn?», bohrt Bettina weiter.

«Wirklich nichts», versichert Lara und kaut auf ihrer Unterlippe, ihr Gesichtsausdruck verrät etwas anderes, als sie sagt.

Linus schreitet ein, um Lara zu helfen: «Wir haben dir doch gesagt, dass Doktor Lemmert angerufen hat. Er hat nicht nur um einen Rückruf gebeten, sondern uns auch gesagt, er wolle noch Untersuchungen mit dir machen. Seitdem ist Lara so drauf. Wir wissen nicht, was abgeht, damit fühlen wir uns überhaupt nicht gut.»

«Das hätte ich mir ja denken können», seufzt Bettina. «Doktor Lemmert hat sich die Bilder meiner Knochen noch mal angeschaut. Irgendetwas sieht komisch aus. Er möchte abklären, dass die dunklen Flecken auf den Bildern keine weiteren Metastasen sind. Nächste Woche habe ich einen Termin bei ihm. Ich wollte euch bis dahin nicht beunruhigen.» Bettina bleibt stehen und hält auch ihre Kinder einen Moment an den Armen fest. «Aber das ist wohl schon passiert.»

«Und jetzt?», murmelt Lara.

«Jetzt warten wir die Ergebnisse ab», antwortet Bettina.

«Und was, wenn die Flecken Knochenmetastasen sind?», fragt Lara weiter.

«Dann müssen wir die behandeln. Vielleicht mit Medikamenten, vielleicht mit Bestrahlung. Ich weiß es auch nicht. Ich denke nur Schritt für Schritt. Aber wenn ihr wollt, sag ich euch direkt nach dem Termin Bescheid, okay? Er ist am Dienstag.»

Leicht vorwurfsvoll sagt Linus: «Ja, wahrscheinlich ist es besser, wenn du uns auf dem Laufenden hältst, anstatt zu schweigen.»

«Mach ich», verspricht Bettina: «Und ihr könnt auch immer alles fragen. Haltet nicht zurück, was euch im Kopf rumschwirrt. Immer raus damit! Ich antworte so gut ich kann.» Alle drei setzen sich wieder in Gang.

Laras Tagebuch

Der Verdacht, dass Mama Krebs in den Knochen hat, hat sich nicht bestätigt. Zum Glück! Am Dienstag haben wir zur Feier des Tages einen Sekt aufgemacht und angestoßen. Ich durfte auch einen kleinen Schluck haben. Schmeckte nicht schlecht, das Zeug. Erst waren wir ziemlich guter Laune, wir haben gescherzt und gelacht und uns gefreut, dass Mamas Knochen heil sind. Aber dann kam das Thema auf eine Nachbarin, die wohl bald sterben wird (sie ist aber auch schon sehr alt). In dem Moment ist uns klar geworden, dass die Nachbarn vielleicht auch so über Mama reden. Dass sie bald sterben wird.

Wir haben schon einmal über den Tod gesprochen, als Opa vor sechs Jahren gestorben ist. Er war ziemlich lange krank und hat dann einen zweiten Schlaganfall nicht überlebt. Linus wollte nicht mit zur Beerdigung. Aber nicht, weil er Opa nicht mochte, sondern weil er auf keine Beerdigung mit trauriger Stimmung gehen wollte. Er durfte bei Cedric bleiben. Ich wollte unbedingt mit. Ich war noch sehr klein und habe gar nicht verstanden, dass Opa für immer tot sein wird und ich ihn nie mehr sehen

werde. Ich dachte, vielleicht schläft er nur und habe Mama gefragt, wann er wieder aufwacht. Am meisten erschreckt hat mich, dass alle so niedergeschlagen waren und sich den ganzen Tag in die Taschentücher geschnäuzt haben. Ein richtiger Trauerverein war das. Wenn Mama jetzt stirbt, weiß ich, dass sie nie wieder kommt. Dann würde ich verstehen, warum alle so traurig wären. Wahrscheinlich werde ich die Allertraurigste sein. Mama darf nicht sterben, ich brauche sie noch. Sie soll bei meinem Abi und meiner Hochzeit dabei sein. Sie soll die Oma meiner Kinder sein!!! Gut, dass wir nächste Woche in den Skiurlaub fahren, das lenkt uns hoffentlich von den trüben Gedanken ab.

Schneeweißer Urlaub mit Riesenschnitzel

Nachricht von Linus an Anna

Hey Anna, Bayern ist echt `ne andere Welt. Wir haben einen Abstecher in München gemacht und in einem Wirtshaus ein Weizen getrunken, das heißt hier Weißbier. Man outet sich sofort als Nicht-Bayer, wenn man Weizen sagt. Papa behauptet, die Bayern tranken Bier wie Wasser, und in großen Wirtschaften würden beim Essen ganze Blaskapellen spielen. Keine Ahnung, ob das stimmt. Die vier Einheimischen am Nebentisch hatten vom Bier ganz rote Gesichter und trugen Hüte mit so merkwürdigen Puscheln auf dem Kopf. Die sahen aus wie überdimensionale Rasierpinsel, die gefährlich wippten, als die Herren ihre Karten beim Schafskopf (ihre Version von Doppelkopf) auf den Tisch hauten. «Gammsbärte» hießen die Dinger, hat Papa uns aufgeklärt. Das tragen nur die echten Bayern, die wir aus dem Fernsehen vom Oktoberfest kennen. Wir haben dann noch einen Spaziergang durch den Englischen Garten gemacht. Trotz der winterlichen Kälte waren ein paar Surfer am Eisbach. Da hingen die Eiszapfen von der Brücke und die sind mit ihren Neoprenanzügen auf der Welle von links nach rechts geritten. Abgefahren, sag ich dir. Vielleicht sollten wir hier später wohnen – wir wären mitten in der Stadt und ich könnte trotzdem jeden Tag surfen. Jetzt fahren wir weiter Richtung Berge – ich habe sie schon vom Auto aus gesehen – Jippi!!! Kuss an dich, Linus

Gleich sind wir da!», ruft Bettina, als Fernando den Wagen durch ein enges Tal auf dem Weg nach Hochkrimml manövriert. Den Skiort im österreichischen Zillertal hatten Fernando und Bettina ausgesucht. Da seien sie schon auf die Bretter gestiegen, lange bevor die beiden Kinder geboren worden waren. Dort herrschten perfekte Schneebedingungen, es gebe Pisten in allen Schwierigkeitsstufen, drei Funparks und ein unvergleichliches Panorama, hatten die Eltern Lara und Linus den Mund wässrig gemacht. Rechts und links der Straße türmt sich der Schnee auf. Die Weiden mit den Gattern und Elektrozäunen sind verwaist. Im Sommer grasen dort Kühe, die in dieser Gegend weiß-braun gescheckt sind. Wer aus der Bonner Umgebung kommt, kennt oft nur schwarz-weißes Vieh. Und die Tiere tragen Glocken um den Hals, die größer sind als Linus' Faust. «Schaut mal, da hinten die kleine Kirche, wie süß! Dort heirate ich später mal!», ruft Lara begeistert. «Und nach der Trauung will ich ein Riesenfest auf einem Bauernhof, wo es nach Heu riecht, und es frischen Käse und Fleisch von glücklichen Kühen gibt.» «Okay, das sehen wir dann, wenn du den richtigen Mann gefunden hast», sagt Fernando grinsend und lenkt den Wagen gekonnt die Serpentina hoch. Links von ihnen geht es steil bergauf, rechts ebenso steil bergab. Fernando zuckelt weiter und schaltet in den zweiten Gang, um auf dem rutschigen Untergrund überhaupt vom Fleck zu kommen. «Hey, da sieht man schon die ersten Lifte. Wir kommen! Gleich morgen früh!», krächzt Linus, der trotz Stimmbruchs vor

zwei Jahren manchmal immer noch klingt wie ein kleiner Junge.

Fernando biegt rechts ab in einen kleinen Weg, an dessen Rand Latschenkiefern mit großen Schneemützen wachsen. Vor einem Holzhaus mit Balkon steigt er in die Eisen und rutscht direkt vor die Wohnungstür. Das Chalet mit der Ferienwohnung hatte Fernando schon als Student geliebt. Hier verbrachte er viele Semesterferien im Winter, auch seinen ersten Urlaub mit Bettina. Sie öffnet die Autotür mit einer flinken Handbewegung, klettert aus dem Wagen, streckt mit einem genüsslichen «Ahhh» ihre Glieder in der Winterluft und ruft: «Wir machen's wie immer. Ihr packt aus und ich verschwinde in der Küche, ja?» Bettina läuft zur Haustür und schließt sie auf, den Schlüssel haben die Vermieter zuvor per Post geschickt. Die Wohnung verströmt eine Mischung aus nicht gelüftetem Bettzeug, leicht modrigen Holzdielen und frisch gebackenem Kuchen. «So muss Urlaub riechen», verkündet Fernando erfreut, der hinter Bettina in den Flur gestürmt ist. Draußen verdrehen Linus und Lara die Augen, dann fischen sie Kisten mit Nudeln, Eiern und Marmelade aus dem Auto, schleppen Koffer mit Kleidern und Büchern in die Schlafzimmern und verstauen Skier, Stöcke und Snowboard im Keller. Aus der Küche dringt der Duft von Erbsensuppe, draußen ziehen Pistenraupen ihre Bahnen und präparieren die Abfahrten für den nächsten Tag, die letzten Skifahrer kehren von der Hüttengaudi heim. Laut Wetterbericht soll es die ganze Nacht schneien, aber morgen soll die Sonne scheinen.

Laras Tagebuch

Als Papa mich heute Morgen geweckt hat, war ich total verwirrt. «Lara-chen» hat er gesagt und mich an der Schulter gerüttelt. Oberpeinlich finde ich das verniedlichende Wort, zum Glück hat's keiner außer Linus gehört! Ich wusste zuerst gar nicht, wo ich überhaupt bin. Ich habe durch die Fenster den Himmel gesehen – er war so blau wie die Vergissmeinnicht-Blumen in unserem Garten, nur ein paar kleine Wölkchen klebten darauf. Als ich neben mich blickte und Linus neben mir liegen sah, wurde mir klar: Wir sind im SKIURLAUB!

Ich bin aus dem Bett gehüpft und habe das Fenster weit aufgerissen. Die frische Bergluft ist wie ein reißender Bach ins Zimmer geströmt. Ich hab sofort eine Gänsehaut gekriegt! Sie hat mich frisch und frei gemacht – ein Gefühl, das ich zuhause in den letzten Monaten völlig vergessen hatte. Der Blick nach draußen war so unendlich weit. Berg neben Berg, einer höher als der andere und alles weiß, so weit man gucken kann, perfekter Puderzuckerschnee!

Um halb neun starten die ersten Lifte und gondeln die Frühaufsteher auf den Berg. Wir lassen es immer etwas gemütlicher angehen. Als wir oben auf dem Berg ankamen, war ich hin und weg von dem Ausblick. Linus sagte wie in einer Endlosschleife »fantastisch!«. Für ihn ist wohl jeder Sport, der mit Boards zu tun hat, ein Traum. Mama ist auch mit uns im Lift hoch zur Hütte gefahren und hat sich mit einem dicken Roman von Charlotte Link in die Sonne gesetzt. Sie war der absolute Hingucker in ihrem Liegestuhl, mit kurzen Locken (die gerade wieder wachsen) und ihrer übergroßen schwarzen Sonnenbrille, mit der sie aussieht wie ein Hollywoodstar.

Beim Abendessen gestern ist sie plötzlich aufgesprungen, ins Schlafzimmer gelaufen und mit einer kleinen roten Schatulle zurückgekommen. Sie hat den Deckel aufgeklappt und einen kleinen Ring mit einem Rosenquarzstein herausgefischt. «Mein alter Jugendschmuck», hat sie gesagt und mir den Ring an den Finger gesteckt. «Den habe ich mir von meinem ersten Taschengeld gekauft.» Vielleicht hat sie das gemacht, weil ich vom Heiraten geredet habe :-). Ich bin jetzt ganz schön kaputt. Aber glücklich! Es ist so schön, dass wir alle zusammen sind. Wir lachen viel – ganz anders als zuhause – denken nicht dauernd an Mamas Krankheit und genießen einfach die Zeit und den Schnee. So soll es bleiben! Hoffentlich!

Nachricht von Linus an Anna

Annnnaaaa, jetzt sind wir auf dem Weg nach Hause. Ich freue mich auf dich! Der Urlaub war total toll – du hättest dabei sein sollen. Mein Highlight war der vierte Tag, an dem ich mit ein paar neuen Kumpels eine Tagestour durchs ganze Skigebiet gemacht habe. Bei Rosies Hütte gab es zur Belohnung ein Schnitzel, das über den Tellerrand hinaus hing, und fast so groß wie ein Tablett war. Ich hab's ganz verdrückt ;-). Und das Luftkissen ist natürlich der volle Kick. Ein Riesending ist das, groß wie ein Schwimmbad, und egal, wie du von der Schanze fliegst, du landest weich und tust dir nicht weh. Wir haben verrückte Sprünge gemacht! Gestern Abend haben wir beschlossen, dass wir als Familie jetzt einmal in der Woche was zusammen unternehmen. Lara hat Gokart

fahren vorgeschlagen, da bin ich natürlich sofort dabei. Und mit Papa werde ich einen Walnussbaum umpflanzen, der neben unserer Garage nicht genug Sonnenlicht zum Wachsen hat. Bis heute Abend!?! Dein Linus

Anderthalb Jahre später

Neue Hiobsbotschaft

Gib mir noch mal die Angel», brummt Fernando und schnappt sich die biegsame Kunststoffrute aus Linus Hand, die inzwischen fast die Ausmaße einer kleinen Frisbee-Scheibe hat. Heute früh um sechs Uhr hat Linus ihn mit seinem nagelneuen Führerschein und seinem rostigen, verbeulten Renault Twingo mit Faltdach zum Rhein kutschiert. Ein Geschenk seiner Eltern. Sie haben die erste Fähre nach Niederdollendorf genommen, wo sie seit Tagesanbruch in Wollpullovern auf Campingstühlen am Flussufer kauern und dampfenden Kaffee aus einer Thermoskanne schlürfen. Gestern war es nach einem zaghaften Frühlingsbeginn nochmal zu einem Kaltlufteinbruch gekommen. Der frische Frühsommernorgen wirft ein Nebeltuch auf den Fluss in den Bühnenfeldern nicht weit von Bonn. Das Wasser rinnt sacht den Flusslauf entlang, silbern schimmernd wie eine gewaltige Fischhaut. «Es ist saukalt heute Morgen», hatte Linus gemeckert.

Lieber wäre er mit Cedric Longboard gefahren oder hätte den ganzen Tag mit Anna im Bett verbracht, aber er konnte seinem Vater den Gefallen nicht abschlagen. Einen richtigen Männerausflug wollten sie an diesem Samstag machen, nur sie beide, hatte Fernando Linus vor ein paar Tagen vorgeschlagen. Sie würden bestimmt Brassen und Barben fangen, vielleicht sogar einen Hecht erwischen,

hatte er begeistert gesagt. Doch bisher hatte noch kein Fisch angebissen. «Linus, ich muss etwas mit dir bereden», sagt Fernando, dessen Stimme tief und fest klingt, wie die eines Bauleiters, der seinen Arbeitern Anweisungen gibt zum Dachdecken und Fenstereinbauen. «Was gibt's denn?», fragt Linus, der aufspringt und mit den Armen rudert, um ein langsam daher schaukelndes Entenpaar zu verscheuchen. «Mann, die sollen woanders schwimmen. Die vertreiben ja die ganzen Fische!», ruft er und schmettert dem Geflügel Pfiffe entgegen, die sich anhören wie die Blaulichtsirene eines Feuerwehrautos. «Setz dich doch mal hin», unterbricht Fernando das Spektakel. «Bettina hat wieder neue Metastasen», wirft er leise in die wieder eingelehrte Stille.

Mit einem Plumps lässt Linus sich rückwärts in den gestreiften Stoffstuhl fallen – ein Relikt aus früheren Campingurlauben - und nimmt einen tiefen Atemzug aus der klaren Luft. Das Rheinwasser schippert weiter, als wäre nichts gewesen, die Enten haben schnatternd und flügelschlagend den Rückzug angetreten. Weiter draußen pflügt ein Frachter mit einem wuchtigen Sandberg auf dem Deck eine breite Straße ins Wasser, die feinen Wellen lassen den orangefarbenen Schwimmer der Angel auf dem Wasser tanzen. Nur für Linus scheint es, als habe jemand die Welt gestoppt wie ein Lokführer seinen ICE bei einer Vollbremsung. «Das kann doch einfach nicht wahr sein!», bricht es aus ihm heraus, er fährt sich mit der Hand durch die Stirnlocken – eine routinierte Bewegung, mit der Linus seit Jahren seine Haarpracht bändigt. Er schließt die Augen und denkt <abschotten, nichts mehr sehen und hören von der Außenwelt, und auch nicht von dem dummen Krebs>. Dann erwacht er langsam wieder aus

seiner Trance und wettet: «Ich muss doch bald Abi machen. Ich habe jetzt überhaupt keinen Nerv dafür!» Aber Fernando spricht weiter: «Bei der letzten Kontrolle haben die Ärzte deine Mutter in ein PET-CT geschoben. Du weißt schon, diese Röhre, in der Mama schon einige Male war. Sie haben Aufnahmen von ihrem ganzen Körper gemacht – und dabei wieder Metastasen in der Leber entdeckt. Dazu noch welche im Bauchfell. Die Ärzte sagen, eine Operation mache vermutlich keinen Sinn.» Linus wütet: «Keinen Sinn? Was soll denn das heißen? Und dann?» Linus guckt Fernando entsetzt an.

Er antwortet: «Bettina soll wieder mehrere Chemotherapien über sich ergehen lassen. Die sollen die Tumoren in Schach halten und verhindern, dass sie weiter wachsen.» Fernando steht auf, lupft seine Jeans an den Knien, geht in die Hocke und schlingt seinen Arm wie eine Python um Linus Schulter. Dieser vergräbt den Kopf im flauschigen Pullover seines Vaters und schnieft den Rotz in der Nase nach oben. In seinen Augen steht ein warmer See, aus dem sich einige Tropfen lösen und über die Wange kullern. Mit dem Pulliärmel wischt Linus sie weg. «Die Welt ist einfach nicht gerecht! Unfair und gemein ist das», schnaubt Linus und ballt die Fäuste zu zwei Kugeln zusammen. «Da magst du Recht haben, aber niemand ist schuld daran. Die Ärzte nicht, Mama nicht, und wir auch nicht. Wir müssen da irgendwie gemeinsam durch», antwortet Fernando. «Deine Mutter möchte sich übrigens überlegen, ob sie wirklich noch mal eine Chemotherapie macht. Beim letzten Mal ist sie ziemlich an ihre Grenzen gestoßen. Es könnte also sein, dass sie sich gegen jegliche Behandlung entscheidet. Und dann ...», Fernando drückt den Pausenknopf, «...dann kann es sein, dass wir sie

verlieren werden.» Beide starren minutenlang wortlos auf den Rhein.

«Papa, lass uns lieber gehen, mir ist nicht mehr nach Angeln. Ich muss zu Anna und mit ihr darüber sprechen. Mama nicht mehr da ... Was Schlimmeres kann ich mir gar nicht vorstellen», quetscht Linus aus seiner fest verschnürten Kehle hervor. Er zerlegt die Angel, stopft Fangnetz, Köderdose und Schnüre in den Rucksack, während Fernando Thermoskanne, Wasserflasche und Brotdosen in der anderen Tasche versenkt. Beide stolpern schwer bepackt davon, als wären Gangster hinter ihnen her.

Laras Tagebuch

Hallo, ich habe schon lang nicht mehr geschrieben. Die letzte Zeit war ja auch wirklich super. Ich hatte meinen ersten Freund, meine erste sechs in der Schule und meine ersten richtigen Streits mit Mama und Papa. Alles ganz normal. Bis jetzt! Jetzt geht die Scheiße wieder von vorne los. Mama hat mir heute gesagt, dass sie neue Metastasen hat. Diesmal hat das Daumendrücken bei den halbjährlichen Nachsorgeterminen wohl nicht geholfen. Der Krebs ist wieder ausgebrochen. Was, wenn es bald keine Behandlungen mehr für Mama gibt? Wenn sie überhaupt keine Therapien mehr macht? Wenn sie nicht mehr lange leben wird? Was dann???? Ich bin doch erst 13 Jahre alt. Ich brauche Mama noch!!!

Linus ist heute Abend nicht nach Hause gekommen. Wahrscheinlich hängt er wieder in irgendeiner Kneipe ab. Alle machen sich Sorgen um ihn, weil er total verstummt

ist, und sich nur noch in seinem Zimmer verbarrikadiert, wenn er mal da ist. Aber vielleicht braucht er einfach Zeit. Für ihn ist das bestimmt genauso schlimm wie für mich. Er hat immer mal wieder erwähnt, dass er ahnt, dass Mama irgendwann wieder mit schlechten Nachrichten vom Arzt kommt. Für mich war bis jetzt glasklar, dass es nicht ganz so schlimm werden kann – selbst wenn Mama Metastasen hat. Ich dachte, dann macht sie eben neue Therapien. Ich brauche sie schließlich noch, also kann sie ja nicht einfach todkrank werden oder sterben. Trotzdem hatte ich immer wieder Alpträume von kleinen Krebsen, die Mama und mich am Strand umzingeln wie eine Armee von Soldaten, die mit Gewehren auf uns zielen. So stell ich es mir vor, wenn man die bösartigen Zellen nicht weg kriegt. Sie bedrohen alle Organe, geben ihnen keine Chance normal zu funktionieren und machen am Ende alles kaputt. Ich geh jetzt zum Volleyball. Hoffentlich bringt mich das auf andere Gedanken.

Annas Reich misst 17 Quadratmeter und ist ein fröhlicher Ort. Die hellgrau gestrichene Raufasertapete hat sie mit Fotos aus guten Tagen gepflastert: Ihr Vater strahlt in die Kamera, in Pose gestellt vor dem Kölner Dom mit dem bunten Glasfenster von Gerhard Richter, Linus und Anna schneiden am Rhein Grimassen, ihre Lieblingskollegin aus der Klinik prostet ihr mit der Kaffeetasse zu. Die Kerzen auf dem Tisch, tiefrot wie ein Burgunderwein, malen ein warmes Licht, während die azurblauen Vorhänge vor den Fenstern die Außenwelt abschotten wie eine Schiffsluke das Wasser. In einem Topf auf dem Boden wächst eine kleine Walnusspflanze – ein

Ableger von Linus Baum, den er und Fernando vor etwa einem Jahr in ihrem Garten gepflanzt hatten. Aus den Lautsprechern von Annas Laptop erklingt Bastilles Stimme: «Fire, fire, fire». Linus streckt neben Anna auf ihrem breiten Futonbett alle Viere von sich, die Decken und Kissen sind mit dottergelben Sonnenblumen aus Seide überzogen.

Schon seit Tagen verkriecht sich Linus nach der Schule in Annas Zimmer wie in einer Höhle. Nur ab und zu steckt er wie ein Bär nach seinem Winterschlaf die Nase vorsichtig heraus. Sein eigenes Zuhause ist ihm zu trist geworden. «Weißt du, Anna, seit zwei Jahren bist du die Einzige, die ich in solchen Krisenmomenten überhaupt noch sehen will. In deiner Gegenwart fühle ich mich am wohlsten», sagt er nachdenklich und starrt an die Buchenholzdecke, von der eine weiße Stofflampe baumelt. Anna, die neben ihm liegt, hat ein Bein über seines geschwungen und sagt: «Ich bin froh, dass ich für dich da sein kann! In meinem Beruf sehe ich täglich, wie in solch schwierigen Situationen Freundschaften oder Familien auseinander brechen. Ich werde alles dafür tun, dass das bei uns nicht passiert.» Mittlerweile hat sie ihre Ausbildung als Krankenschwester mit Bravour absolviert und büffelt derzeit an der Abendschule für ihr Abitur. Medizin will sie obendrein studieren und Ärztin werden, vielleicht sogar Onkologin.

«Warum schon wieder?», fragt Linus verzweifelt und wütend wie ein Kind, das vom Dreirad gestürzt ist und dem die aufgeschürften Knie wehtun. Anna kuschelt sich an Linus warmen Körper und hüllt sich in Schweigen, weil sie ihm sonst erklären müsste, dass Metastasen immer wieder kommen und man sie nicht mehr loswerden kann.

Und dass man sie so lange mit Chemos kleinzukriegen versucht, bis ein Mensch zu schwach wird für die Zytostatika. Dann stirbt er bald, nicht an den Medikamenten, sondern am Krebs. Das müsste sie ihm als Krankenschwester eigentlich sagen, aber schließlich reden sie nicht über irgendeinen fremden Patienten, sondern über seine Mutter. Und ihn würden die ausgesprochenen Worte schmerzen wie der Biss eines streunenden Hundes in den Unterschenkel. Mit einer Hand kraut Anna Linus' Kopf, seine blonden Locken verschlucken ihre langen Finger fast. «Komm Linus, lass uns einen Film gucken, der wird uns aufmuntern. Was hältst du von Fack ju Göthe?» «Hmm, das klingt auf jeden Fall besser als der Film, der gerade bei mir abläuft», murmelt er nachdenklich.

Nachricht von Linus an Cedric

He Ced, Mama hat wieder Metastasen. Sie soll weitere Chemos machen. Keine Ahnung, wie das wird. Kann ich im Abi bei dir abschreiben, falls ich nicht zum Lernen komme? Wenn, dann bräuchte ich Mathe und Englisch, den Rest schaffe ich auch ohne Lernen. Ich bin jetzt bei Anna, hier kann ich chillen. Morgen skaten und quatschen in der Pause? Gute Nacht, altes Haus!

Nachricht von Linus an Anna

Hey, danke, dass du mich gestern wieder bei dir zuhause aufgenommen hast wie einen Waisen, obwohl ich ja (noch) keiner bin – entschuldige, nicht wirklich

witzig. Hier in der Schule fühle ich mich schon wieder ziemlich dreckig. Habe gerade eine SMS von Mama bekommen, dass sie heute Nachmittag mit Papa, Lara und mir reden will. Das wird bestimmt ernst. Bist du heut Abend erreichbar und könntest mich auf Abruf ablenken? Oder hast du was vor?

Eine Entscheidung fürs Leben

Wie um ein Lagerfeuer sitzen Bettina, Fernando, Linus und Lara im Kreis auf dem flauschigen Flokatiteppich im Wohnzimmer, ein ockergelbes Mitbringsel aus Fernandos Studienzeiten. Alle haben sich ein Sofakissen und einen Orangensaft geschnappt und es sich gemütlich gemacht. Bettina hat ihre Knie zur Brust gezogen, angespannt wie ein Bogen, der gleich einen tödlichen Pfeil abfeuert. Die senfgelbe Vintage-Stehlampe steht verlassen im Eck und lässt traurig ihre Troddeln hängen. Auf dem letzten Flohmarkt haben Fernando und Bettina das Stück für ein paar Euro erstanden. Es sei einfach hässlich, hatte Linus gesagt, als Bettina ihm stolz ihren Einkauf vor die Nase hielt. Da hatte sie gelacht, beleidigt war sie nicht. Die rote Ledercouch ist bis auf Bettinas Wolldecke verwaist, die drei Ölgemälde mit Norwegens grüner Landschaft darauf – Erbstücke von Fernandos Eltern – hängen alt und stumm an den Wänden. «Ich will gerne offen mit euch sein», schneidet Bettina das Gespräch vorsichtig an wie einen zu lang gebackenen Kuchen, der auseinander zu bröseln droht. Sie verhakt ihre Finger noch fester vor ihren Knien. «Wisst ihr, ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, die schlimme Prozedur noch einmal durchzumachen. Ich habe ja schon zweimal viele Chemotherapien hinter mich gebracht. Obwohl sie mich nicht heilen konnten, haben sie mir Zeit geschenkt – dafür haben sie sich gelohnt. Aber jetzt habe ich Zweifel, was ich tun soll. Ich würde gerne wissen, was ihr denkt», fragt sie in die Runde.

Linus reagiert als erster und wütet: «Dieser unglaubliche Scheißkrebs! Was ist denn die Alternative zu einer

Chemo? Nichts tun?» Er schüttelt energisch den Kopf. «Willst du etwa sterben?», schreit er entsetzt, springt auf und stampft mit den Füßen auf den Boden. Lara, die bis dahin nur an ihren Nägeln gekaut hatte, nimmt jetzt - wie ihr großer Bruder - kein Blatt vor den Mund: «Das kannst du nicht ernst meinen, Mama, du musst es versuchen!» Sie sitzt aufrecht im Schneidersitz, als habe sie einen Stock verschluckt. Fernando schaltet sich ein, er war beim Arztgespräch dabei gewesen: «Eine Operation kommt diesmal nicht in Frage, sagen die Ärzte. Bestrahlung macht auch wenig Sinn, da sie nur lokal wirkt, der Krebs sich aber an mehreren Stellen im Körper befindet.» Unruhig zupft er Flusen von seiner Jeans. «Viel bleibt nicht. Die Ärzte drängen deshalb zur Chemotherapie.»

Im Raum entsteht eine Stille wie bei einem Tauchgang unter Wasser. Nur das Knabbern an Laras Fingernägeln ist zu hören. Linus läuft im Wohnzimmer hin und her wie ein Puma im Käfig. «Okay, ich will ja, dass es dir gut geht – also tu ich alles, was dir hilft», sagt Linus entschieden. «Danke», haucht Bettina und lässt den Kopf nachdenklich auf ihre Knie sinken. Ihre dichten Korkenzieherlocken berühren fast ihre Füße. «Die wird sie nicht wieder verlieren, wenn sie keine Chemo macht. Das wäre das einzige Gute daran», denkt Lara. Und Fernando, der seine Finger in die Oberschenkel gebohrt hat, fügt hinzu: «Ich schliesse mich im Grunde den Kindern an, aber überlege es dir in Ruhe.» Bettinas Gesicht bleibt weiter unter ihrem welligen Haarvorhang verborgen: «Gebt mir etwas Zeit für mich, ich mache eine Spaziergang an der frischen Luft und denke nach», murmelt sie.

Laras Tagebuch

Mama ist gerade spazieren, sie ist seit ewiger Zeit weg. Ich habe so Angst, dass sie die Chemo nicht machen will und der Krebs die Überhand gewinnt. So ein Tumor ist ja eigentlich ganz schön dumm. Wenn der Körper stirbt, ist der Krebs ja auch tot. Ich habe schon oft drüber nachgedacht, was wäre, wenn Mama nicht mehr da ist. Dann würde ich auch nicht mehr leben wollen. Wie würde ich es anstellen? Vor den Zug springen will ich nicht, da tut mir der Schaffner leid. Mit den Bildern im Kopf, wie er jemanden totgefahren hat, hätte er bestimmt kein schönes Leben mehr. Und wenn ich mich erhänge, müssen Papa und Linus mich von der Decke schneiden. Ich wüsste auch gar nicht, welcher Strick da hält. So ein Wäscheseil ist ja wohl nichts. Auch die Pulsadern will ich mir nicht in der Badewanne aufschneiden, das stelle ich mir furchtbar vor, wenn sie mich im blutigen Wasser finden, außerdem haben wir gar keine Badewanne. Ich könnte mich wohl doch nicht umbringen, selbst wenn ich wollte. Das könnte ich Papa und Linus nicht antun. Wie sollten sie denn dann weiterleben? Bitte, bitte, Mama muss die Chemo machen und noch bei uns bleiben!

Nachricht von Linus an Anna

Hey Anna, ich habe dir ja erzählt, dass Mama heute mit uns reden wollte. Wir haben zusammen überlegt, ob sie wieder eine Chemo machen sollte oder ob sie's diesmal lässt. Am Schluss ist sie aufgestanden und hat gesagt, sie müsse es sich alleine überlegen. Papa blieb wie ein

angezählter Boxer auf unserem Wohnzimmerboden sitzen, als Mama alleine einen langen Spaziergang um den Block gemacht hat. Es war inzwischen schon dunkel draußen und es hat fürchterlich geregnet. Wir haben alle zuhause gegessen und gehofft, Mama würde bald wieder kommen. Aber sie war über drei Stunden weg – hat wohl das Dreckswetter gebraucht, um einen freien Kopf zu bekommen.

Als sie zurückkam, hat sie durchs ganze Haus gebrüllt: «Ihr habt Recht. Ich mach's!» Wie durch ein Megafon hat die Nachricht des Tages durch's Haus gehalten. Ich bin so froh! Wir sind alle erleichtert in den Flur gelaufen und da stand Mama dann – mit patschnassen Haaren und Klamotten, die wie schwere Müllsäcke an ihr hingen, die Jeans verdeckt von unzähligen Regenschuhen. «Ich will so viel Zeit wie möglich mit euch haben. Ich werde um jede Sekunde meines Lebens kämpfen», hat sie uns gesagt. Wir sind um sie herumgehüpft wie die Indianer und haben uns dann alle in den Arm genommen. Ich hoffe, wir packen das. So ganz starke Kerle sind Papa und ich ja auch nicht immer. Dein Linus

Kein Zaubertrank zum Fünfzigsten

Laras Tagebuch

Als Mama und Papa heute vom Arzt wiederkamen, hatten sie schon wieder schlechte Nachrichten – das scheint kein Ende zu nehmen. Mama hat jetzt sechs Chemos hinter sich, jede Woche eine, aber sie haben nicht angeschlagen. Die Metastasen sind nicht kleiner geworden. Das haben sie heute auf neuen Untersuchungsbildern gesehen. Aber Mama hat der Lebenswille gepackt. In ein paar Tagen wird sie fünfzig. Das sei noch viel zu jung, um kampflös diese Welt zu verlassen, hat sie gesagt. Also probieren die Ärzte jetzt noch eine andere Chemo. Die wird Mama körperlich noch weiter runterziehen, aber hoffentlich hilft sie gegen die Metastasen!!! Das wäre doch mal ein angebrachtes Geburtstagsgeschenk! Ich habe mir auch was Schönes überlegt, aber nichts wäre besser als ein Zaubertrank gegen die verdammten Metastasen!

Es ist Bettinas Geburtstag, der 23. September – und vielleicht ist es ihr letzter. Die ganze Familie ist auf dem Weg zum Jazzabend, einem Konzert im Rahmen der «Woche der Botanischen Gärten» in Bonn. Die Eintrittsgelder werden an Länder gespendet, in denen viele Menschen hungern, hatte Fernando erklärt. «Jazzmusik? Wer hört denn so was? Außerdem haben wir momentan unsere eigenen Probleme und der Welthunger steht bestimmt nicht auf Platz eins meiner Sorgentabelle»,

hatte Lara erst mürrisch verkündet, sich dann aber doch zum Jazzabend überreden lassen. Das Jazz-Konzert wurde kurzerhand wegen der Regengefahr vom Garten ins Mittelmeerhaus verlegt, erfahren sie, als sie dort ankommen. «Aber keine Sorge, in dem Glashaus sitzen Sie im Grünen. Es liegt 500 Meter geradeaus», hatte der Mann am Tickethäuschen ihnen versprochen und gegrinst. Sie trotten vorbei an Salatbeeten und leer gepflückten Tomatenstauden. Von den Bäumen strahlt das Braun, Rot, Gelb und das letzte Grün der Blätter in der Abenddämmerung.

Am Himmel kleben vereinzelte Wolken, manche sind dünn und durchsichtig wie Pergamentpapier, andere voll und plüschig wie ein Daunenkissen. Dahinter glüht die tiefrote Sonne hervor. Fernando pflückt eine rote Rose und steckt sie Bettina ins Haar. «Die passt doch super zu deinem Outfit!», sagt er fröhlich. Bettina trägt ein knöchellanges Kleid, so rot wie ein guter Chianti-Wein. Durch den tiefen Rückenausschnitt stechen ihre Schulterblätter hervor – knochig, aber mit leicht gebräunter Haut wie bei den Mädchen von Germany's-Next-Topmodel. Auf dem Kopf thront eine pechschwarze Perücke in Form eines Bobs. Ihre eigenen Haare sind schon vor Wochen ausgefallen. Der Pony berührt fast ihre Augen, die grün darunter leuchten wie bei einer nachtaktiven Katze.

Fernando hatte vier Sitzplätze in der Nähe des Eingangs reserviert. So könnten sie sich hinausschleichen, falls sich Bettina während der Vorstellung nicht gut fühlen würde, hatte er überlegt. Auf der Bühne stehen schon die Instrumente – Gitarre, Trompete, Posaune und Banjo – das Equipment der *Papa Tom's Jazz GmbH*. Was für ein

seltener Name für eine Band, die Musik aus den 20er und 40er Jahren spielt, hatte Bettina gefunden. An der Wein- und Bier-Bar hinten links hat sich eine Schlange gebildet, so lang wie bei SportScheck in Köln, wenn Fußballschuhe im Angebot sind. Bis unter das Glasdach des Hauses wachsen Bambusse und meterhohe Palmen aller Art. Sie steuern auf die letzte Reihe mit Stühlen zu, die zum Herunterklappen sind wie in einem Kino.

Vier nicht mehr ganz junge Musiker betreten die Bühne in schwarzen Smokings und weißen Hemden. Die Haare sind grau und bei manchen haben sich schon Geheimratsecken bis zur Schädelmitte gebildet. «Die sind ja nicht ganz so sexy wie die Stars, die wir gut finden», flüstert Linus und kneift Lara beim Hinsetzen ins Bein. «Psst», zischt Bettina, denn der Gitarrist tritt ans Mikro: «Guten Abend, meine Damen und Herren. Schön, dass so viele gekommen sind! Zu unserer Musik können Sie tanzen, lachen, oder einfach zuhören und gemeinsam mit uns schöne Stunden erleben – ganz wie Sie wollen», plaudert der Musiker und dann geht es auch schon los: *Papermoon*, *Who's Sorry Now*, *I'm Sitting on Top of the World*, *Tiger Rag*, *When I Grow Too Old To Dream*. Nichts, was Linus und Lara, die den Altersdurchschnitt von um die fünfzig deutlich senken, jemals zu Ohren gekommen wäre. «Maaaann, hoffentlich ist das bald vorbei», stöhnt Linus Lara nach einer Stunde ins Ohr, während der Gitarrist ins Mikro haucht: «Ihr wart ein fantastisches Publikum. Zum Abschluss spielen wir *Wonderful World* für euch. Wenn ihr wollt, steht auf und klatscht einfach mit!» Alle tun dies, nur Bettina bleibt sitzen. «Naja, unsere Welt ist nicht so wundervoll», sagt Lara – und nimmt aus Solidarität auch wieder Platz.

Nachricht von Linus an Cedric

Morgen Ced, weißt du was heut Nacht passiert ist? Ich habe gerade vom Boarden geträumt, als Anna mich aus dem Schlaf holte. Sie hätte was gehört. Wir sind in T-Shirts und Boxershorts den Flur entlang, um zu gucken ob alles in Ordnung ist – und im Bad lag Mama am Boden. In ihrem dünnen Nachthemd, mit Gänsehaut an den Armen, einem völlig erledigten Gesichtsausdruck und in den Augen ein "Ich-kann-nicht-mehr-Blick". So habe ich sie noch nie gesehen! Sie war zu schwach, um selbst wieder aufzustehen. Anna hat ihr auf die Toilette geholfen, und dann haben wir sie gemeinsam untergehakt und zurück ins Bett gebracht. Wie unangenehm ihr das sein muss, dass ihr Sohn und dessen Freundin ihr auf's Klo und ins Bett helfen müssen. Die Scham stand ihr ins Gesicht geschrieben, dabei ist es für uns doch selbstverständlich, dass wir ihr bei allem helfen. Als Anna und ich wieder in meinem Bett lagen, konnte ich lange nicht einschlafen. Oh Ced, wie muss es wohl sein, wenn man so hilflos wird? Und dabei ist Mama gerade mal fünfzig geworden.

Wenn nicht irgendein Arzt noch einen Zaubertrunk verteilt wie der Druide Miraculix aus dem Comic Asterix und Obelix, wird Mama nicht mehr lange bei uns sein. Ihr Körper hat einfach keinen Bock mehr auf den Scheiß-Krebs und die Nebenwirkungen der Chemo! Ich frage mich, ob ich ihr alles gesagt habe. Leider gibt es dafür kein Regelbuch. Vielleicht sollte ich später so was wie ein Knigge-ABC für die Zeit vor dem Tod für andere schreiben. Lass uns heute Abend zum Billard in den neuen Schuppen in der Friedrichstraße gehen, ja? Bis später, altes Haus. L

Laras Tagebuch

Mama hätte heute die neunte Infusion bekommen sollen. Ich bin mit ihr ins Krankenhaus gefahren. Umsonst! Ihre Blutwerte sind so schlecht, dass sie die Chemo nicht kriegen kann. Das hätten wir uns fast denken können, nachdem sie vor zwei Nächten auf der Toilette zusammengeklappt ist. «Wir müssen die Behandlung unterbrechen», hat der Arzt gesagt. Unterbrechen oder abbrechen?, frage ich mich. Mama muss sich erst mal erholen. Kräfte schöpfen für die nächste Giftinfusion. Das ist alles so unglaublich. Mama ist sooooo schwach. Ich wünschte, ich könnte ihr Kraft von mir abgeben. Oder die Chemo für sie machen. Aber ich kann einfach nichts tun. Warten, einfach nur warten. Und hoffen. Das macht mich verrückt!

Italienischer Abend

Geht's? Das ruckelt ja ganz schön», stellt Linus fest, als er Bettina im Rollstuhl über die holprigen Pflastersteine einer Gasse der Bonner Innenstadt schiebt. Das rollende Gefährt kommt an diesem Abend zum ersten Mal zum Einsatz. Vor ein paar Tagen, nach Bettinas nächtlichem Sturz im Bad, hatte ihn der Hilfsmittelverleih des Deutschen Roten Kreuzes geliefert. Sogar eine rote Hupe besitzt er, wie Bettina belustigt festgestellt hat. «Schon okay, eigentlich ist es wie Radfahren auf Kopfsteinpflaster», antwortet sie und zurt ihre Schafswolljacke ein bisschen enger um ihren Körper. Farblich passt sie genau zur Wolldecke mit den blauen und braunen Karos, die ihr Fernando fürsorglich um die Knie geschlungen hatte. Linus und Bettina sind alleine unterwegs, Fernando hat einen Geschäftstermin, Lara ist beim Sport. «Da ist er ja, unser kleiner Italiener!», sagt Bettina fröhlich, als von weitem auf der rechten Straßenseite das Leuchtschild mit dem Schriftzug «Bella Italia» auftaucht.

Schon seit Jahren ist Familie Pfenning dort Stammgast, es war eines der ersten italienischen Lokale in Bonn, eröffnet in den 70er Jahren. Giovanni, der Wirt, misst keinen Einmeter siebzig und hat einen von zu viel Pasta gewölbten Bauch. Vor das Restaurant hat er drei kleine Tische mit rosa Tischdecken, Flaschen mit Olivenöl und Basilikumtöpfen gestellt – obwohl es zum draußen sitzen inzwischen zu kühl ist. An der Hauswand des Altbaus streckt wilder Efeu immer neue Fühler aus. Sie steuern auf den Eingang mit drei hohen Natursteinstufen zu. Hier

haben Linus und Lara sich schon oft die Knie aufgeschlagen, als sie als kleine Kinder zu schnell zu den riesengroßen Pizzen wollten. «Mit dem Rollstuhl kommen wir da nicht so einfach hoch», sagt Linus und wirft einen suchenden Blick ins Lokal.

Dass ihr Lieblingsitaliener nicht barrierefrei ist, daran hatten sie nicht gedacht, und auch all die Jahre nicht denken müssen. «Kannst du laufen, wenn ich dich stütze?», fragt Linus. «Klar, parken wir den Rolls Royce hier draußen. Mit ein bisschen Hilfe schaffe ich das schon», antwortet sie, während Linus sie unter die Achseln fasst und aus dem Rollstuhl hievt. Auf zwei wackeligen Stelzen, die Hände fest am Geländer, erklimmt Bettina die steinerne Treppe Stufe für Stufe – wie ein Bergsteiger den Kilimandscharo. Nach ein paar Schritten lässt sie sich auf ihren Lieblingsplatz im Restaurant direkt am Fenster fallen, Schweißperlen rinnen ihr über die Stirn.

Die Wände sind aus kalten, rauen Backsteinen gemauert. Trotzdem schafft es der Pizzaofen, in dem Lokal eine wohlige Wärme zu verströmen. Und einen Duft, der an laue Sommerabende in der Toskana erinnere, findet Bettina. Am Tresen kleben Postkarten, die Gäste aus aller Welt geschickt haben: Segelboote aus Italien, die Steilküste von Kreta, die Pyramiden in Ägypten. Die Wände sind mit Fotografien tapeziert. Sie zeigen alte Kaffeemühlen, Kräuterbeete mit Oregano, Rosmarin, Basilikum und bunte Obstkörbe. «Buona sera, Familie Pfenning – heute nur zu zweit?», grüßt Giovanni, ein echter Sizilianer mit feurigem Temperament, der mit seiner weißen Kochschürze um den Bauch herbeigestürmt ist, als er die beiden erspäht hat. Das Restaurant hat er von seinen Eltern übernommen und führt es heute mit seiner Frau

Martha. Er kennt fast jeden Namen seiner Gäste. «Ciao bella, wie geht es dir, Bettina?», fragt Giovanni und nimmt Bettina so vorsichtig in den Arm, als wäre sie eine zerbrechliche Porzellanpuppe. «Naja ... leider nicht so gut», erwidert sie und kratzt sich verlegen am Hals, an dem sich rote Flecken ausbreiten, wie bei Menschen, die trotz einer Allergie Nüsse gegessen haben.

«Wie ist denn der Stand? Wir haben uns ja schon eine kleine Ewigkeit nicht mehr gesehen.» Giovanni stützt die muskulären Arme auf den Tisch, legt die Stirnhaut in dünne Wulste und guckt mit seinen kaffeebraunen Augen erwartungsvoll von Bettina zu Linus und wieder zurück. «Also, es ist jetzt so ...», setzt Bettina an, «ich kann keine Chemotherapie mehr machen. Ich bin zu schwach. Wir denken, es ist bald an der Zeit, dass ich in ein Hospiz gehe. Dort bin ich besser aufgehoben, weil sich rund um die Uhr jemand um mich kümmern kann. Das hier ist also in gewisser Weise ein Abschiedsessen.» Giovanni stößt sich energisch mit den Händen vom Tisch ab und schlägt die haarigen Pranken mit zwei wuchtigen Goldringen vor den Mund: «Oh nein, mamma mia, madre di dio», lamentiert er und gestikuliert, als wolle er Tauben vom Markusplatz verscheuchen. Und als er sich nach einigen Schrecksekunden wieder gefangen hat, sagt er mit einem verschmitzten Lächeln: «Così buono Bettina, allora, dann kommt die Pizza eben zu dir – egal wo du in Zukunft bist. Getränke und Pizzen heute wie immer?» Beide nicken und Giovanni saust in Richtung Küche davon.

«Mama, nur DU denkst, dass du ins Hospiz musst», zischt Linus: «Ich bin immer noch dafür, dass du zuhause bleibst. Wir bekommen das schon hin.» Bettina wirft ihm einen resignierten Blick zu, der sagt «keine Diskussionen

mehr, bitte!› Erst gestern hatten sie stundenlang Gedanken gewälzt, was jetzt das Beste für alle sei. Klar war, dass Bettina viel Hilfe braucht, und sie ihrer Familie die Arbeit nicht «antun» möchte, hatte sie gesagt. Fernando hatte gedankenverloren am goldenen Ehering an seinem Finger gedreht und gesagt: «Wir sind seit fast dreißig Jahren zusammen, Bettina, und wir waren immer nur wenige Tage voneinander getrennt.» Aber Bettina hatte für sich eine Entscheidung getroffen – nämlich bald ins Hospiz zu gehen, wo die Schwestern sich um sie kümmern würden.

Laras Tagebuch

Mama kann keine Behandlung mehr machen. Ihr Körper streikt, der Krebs raubt ihm alle Kraft. Jetzt scheint die Krankheit wirklich die Oberhand zu gewinnen. Mama will ins Hospiz, sie glaubt, es sei alles zu anstrengend für uns. Vorher habe ich von so einer Einrichtung noch nie etwas gehört. Es ist ein Haus, in dem nur Menschen liegen, die sterben werden. Angeblich gibt es besonders gute Pflegekräfte und Ärzte. Gegen die Schmerzen würde man Mama Medikamente geben, aber nichts mehr, was den Krebs besiegen könnte. Wenn Mama erst mal dort ist, ist absolut klar, dass sie sterben wird. Sie hat jahrelang mit Krebs gelebt. Warum geht es nicht noch länger? Warum???

Heute war ich bei der Psychologin, Frau Angal, die Mama schon aus dem Krankenhaus kennt. Mama möchte, dass wir alle einzeln mit ihr sprechen. Ich war die Erste. Als ich vor dem Zimmer warten musste, wollte ich am liebsten wieder abhauen, einfach durch die großen Gänge verschwinden oder mich in Luft auflösen. Aber Papa saß

neben mir. Er wollte auf mich warten. Ich habe mich gefühlt, als wäre ich aus meiner Haut geschlüpft und würde mir selbst beim Warten zuschauen.

An den Wänden hingen bunte Fotos und Sonne durchflutete das Zimmer durch zwei große Fenster. Ich hatte mir vorgestellt, dass es beim Psychologen eine Couch gibt – wie bei Sigmund Freud, dem berühmten Tiefenpsychologen. War aber nicht so. Ich saß in einem alten Sesselstuhl und meine gelben Turnschuhe sahen auf dem dunkelroten Teppich aus wie zwei Eidotter. Frau Angal hat gesagt, ich dürfe sie alles fragen. Ich wollte wissen, wie es ist, wenn jemand im Hospiz ist. Sie hat mir ein bisschen erzählt und ist mit mir auf die Palliativstation im Krankenhaus gegangen.

Dort liegen die Patienten, die voraussichtlich nicht mehr geheilt werden können. Es gibt mehrere Einzelzimmer und es ist ruhiger und gemütlicher als auf anderen Stationen. Mehrere Schwestern kümmern sich um die Kranken und oft sind Verwandte da, um die letzte Zeit mit ihren Lieben zu verbringen. Im Hospiz ist es vielleicht ein bisschen ähnlich. Auf jeden Fall darf ich Mama immer besuchen, wenn ich will. Ich kann sogar nachts bei ihr schlafen. Die Psychologin hat gesagt, wir könnten Mama persönliche Sachen ins Zimmer stellen – vielleicht Blumen und Bilder. Das werde ich machen! Und ich will ganz oft bei ihr sein!

Ich habe Frau Angal auch gefragt, wie es ist, wenn jemand stirbt. Sie hat gesagt, dass viele Menschen sterben, wenn sie gerade keinen Besuch haben, heimlich und still. Andere gingen in Anwesenheit ihrer Verwandten davon, wenn sie sich in ihrer Gegenwart wohl und geborgen fühlten. Oft atmeten sie schwer und unregelmäßig und irgendwann setze die Atmung dann aus. Dann werde es

ganz still im Zimmer, hat die Psychologin gesagt. Ich kann mir das gar nicht vorstellen. Was mache, denke, fühle ich denn dann? Wie sollen wir ohne Mama klar kommen? Wie???

Nachricht von Linus an Cedric

Hi Ced, Mama steht jetzt auf der Warteliste vom Hospiz. Wenn ein Zimmer frei wird, rufen sie uns an und fragen, ob Mama einziehen will. Immer, wenn das Telefon klingelt, habe ich Angst, dass es soweit ist: «So, Frau Pfenning, wollen Sie jetzt zum Sterben kommen?» Wie soll ich mich bloß verabschieden? Ach Ced, tut mir leid, dass ich so depressiv klinge. Das Leben ist irgendwie gerade nicht so toll. Bis bald! Linus

Abschied

Der cremefarbene Kuschelteddy aus Kindertagen mit dem Riss im Ohr und zwei nussbraunen Glasaugen, das verblichene Farbfoto vom Nachttisch mit der ganzen Familie vor dem Vatikan, der verbeulte Discman mit CDs von Beethoven, David Bowie und Prince – Fernando stopft Bettinas geliebte Habseligkeiten in einen grünen Hartschalenkoffer, der so groß ist, dass man damit mehrere Wochen durch die USA reisen könnte. Tragen könnte Bettina das alles niemals selbst. Ihre Muskeln haben sich zurückgezogen wie Regenwürmer in die Erde. Das Treppensteigen ist schon vor Wochen ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Fernando und Bettina mussten ins Gästezimmer im Erdgeschoss ziehen, damit sie es noch bis ins Bett schaffte. «Jetzt ist es an der Zeit, finde ich», hatte Bettina vor ein paar Tagen beim Mittagessen bestimmt, nachdem sie schon zweimal ein freies Zimmer im Hospiz ausgeschlagen hatte. «Jetzt wird es einfach zu viel für euch. Das nächste Zimmer werde ich nehmen.» Linus und Lara hatten zwar wieder heftig protestiert, aber Bettinas Entschluss stand fest.

Fernando trägt Bettina wie ein Baby auf den Armen zum Auto und zurt sie mit dem Gurt auf dem Beifahrersitz fest. Wie eine Mumie ist sie bis zur Nasenspitze eingehüllt in die karierte Wolldecke, weil die beginnende Winterkälte sie sonst zittern lassen würde wie das Laub an den Bäumen, wenn ein feiner Wind hindurchfegt. «Es geht los», verkündet Fernando und lässt sich selbst auf den Fahrersitz plumpsen. Er zieht die Tür zu, krallt die Hände ums Lenkrad, gibt so heftig Gas, dass der Motor jault,

obwohl er lieber bremsen würde, und steuert den Wagen geschickt durch den morgendlichen Berufsverkehr. Es geht nach Hennef, rund zwanzig Kilometer von Bonn entfernt, dort liegt das Hospiz. «Die anderen fahren zur Arbeit und abends wieder zurück. Oder in den Urlaub», denkt er. «Und wir fahren an einen Ort, von dem es kein Zurück, keinen normalen Alltag mehr geben wird – für uns nicht, und erst recht nicht für Bettina. Es ist etwas Endgültiges, eine letzte gemeinsame Reise. Was passiert nur mit uns?», überlegt er traurig und fährt sich ratlos mit der Hand durch die Haare.

«Schatz, ist mein Fahrstil okay für dich?», fragt Fernando mit einem seitlichen Blick auf seine Frau. Normalerweise fährt er sportlich beziehungsweise «ruckartig», wie Bettina es nennt, aber heute bremst er auf vierzig Stundenkilometer herunter, obwohl fünfzig erlaubt sind, und steigt an einer gelben Ampel in die Eisen, statt über eine soeben rot gewordene zu rasen. «Völlig in Ordnung», erwidert Bettina und platziert ihre schmale Hand auf Fernandos Knie. Da ruht ihre Linke eigentlich immer, wenn sie neben Fernando im Auto sitzt. «Außerdem wäre es ja nicht so schlimm, wenn mir beim Autofahren etwas zustoßen würde. Sterben muss ich bald sowieso», versucht Bettina einen Witz. In den vergangenen Monaten hat sie sich einen schwarzen Humor angewöhnt, der für sie vielleicht in Ordnung, aber für andere manchmal völlig daneben war. Fernando schweigt.

«Was meinst du, wie es für mich sein wird, in einem Bett zu liegen, in dem schon so viele vor mir gestorben sind?», fragt sie nachdenklich. Fernando verzieht das Gesicht und antwortet: «Ich hoffe, okay.» Und nach einer kurzen Pause: «Du wirst in die Tannenwälder und das Blau des

kleinen Sieg-Flusses schauen können, so wie du es wolltest. Und wir haben deine eigene Bettwäsche mit und Fotos. Wir werden das Zimmer so herrichten, dass es dir vertraut wird, und du nicht immer an die anderen vor dir denken musst. Und wenn du dich einsam fühlst, kann ich mich ja zu dir legen.»

Bettina nickt und schaut wieder aus dem Fenster: «Guck mal, der Rhein. Da haben wir früher so oft gebadet», schwärmt sie. «Das werde ich vermissen», fügt sie traurig hinzu und drückt liebevoll Fernandos Knie. «Und ich werde dich vermissen! Mit wem soll ich nur all die schönen Dinge machen, die wir in den letzten dreißig Jahren zusammen gemacht haben?», flüstert Fernando und schüttelt traurig den Kopf. Bettina beobachtet ihn: «Du musst auch ohne mich wieder glücklich werden. Hörst du, Fernando?» Er nickt, fragt sich aber im Stillen, wie er das denn schaffen solle. «Mach weiterhin alles, was dir Spaß macht und genieße es. Und wenn es eine andere Person – auch eine andere Frau gibt – die dir gut tut und dich fröhlich macht, dann genieß die Zeit mit ihr. Ich freue mich, wenn du glücklich bist. Mir wird es ja auch gut gehen – irgendwo.» Fernando bleibt stumm, biegt ab auf die Schnellstraße, dann auf die Autobahn und gibt richtig Gas.

Als sie auf dem Parkplatz des Hospizes ankommen, stellt er den Motor aus, schnallt sich ab, wendet sich Bettina zu, nimmt ihren Kopf zwischen seine Hände und sagt bedacht: «Danke, das ist lieb von dir. Ich möchte auch wieder glücklich werden später. Aber jetzt gehören wir auf jeden Fall noch zusammen. Nur das Heute zählt! Lass uns die Zeit, die wir noch haben, genießen, und alles, was auf uns zukommt, gemeinsam durchstehen. Ich möchte noch

nicht an die Zeit ohne dich denken. Ich liebe dich!» Er drückt Bettina einen zarten Kuss auf die Lippen. Die beiden Geschwister, die mit Linus altem Auto schon vorgefahren waren, beobachten ihre Eltern durch die Fensterscheibe.

Linus zieht die Bremse des Rollstuhls vor ihm an und öffnet die Autotür. Er gibt den galanten Chauffeur: «Hier, Ihr Rolls Royce, Madame, machen Sie es sich doch bitte bequem», sagt er, umfasst vorsichtig Bettinas Hüfte und hebt sie aus dem Golf. Bettina lächelt und lässt sich in den Stuhl auf vier Rollen sinken. «Abfahrt, Madame», sagt er. Lara trippelt dicht neben dem Rollstuhl her, Bettinas Hand in ihrer, während Fernando den Koffer wie einen Eskimoschlitten auf dem Schotterweg hinter sich her zieht. Koffer und Rollstuhl hinterlassen tiefe Spuren im Kiesel. Die Sonne flackert durch die letzten Blätter einiger alter Kastanienbäume, die den Wegrand säumen.

Die Familie durchquert den Patientengarten des Hospizes – mit Hibisken, die vor wenigen Monaten noch lila, weiß und pink geblüht haben, und einem kleinen Teich, in dem Goldfische ihre Bahnen ziehen. Sie leuchten wie feurige Sternschnuppen im dunklen Wasser. Auf der modrigen Holzbank am Teich sitzt ein junger Mann, nicht viel älter, aber deutlich schwächer als Linus. Seine Gesichtshaut ist schlaff und teigfarben wie bei einem Hundertjährigen. Kurz bleibt sein Blick an Bettina haften, dann lächelt er und wendet sich wieder den Fischen zu. «Neue Kontakte knüpft man hier wohl lieber nicht mehr», schießt es Linus durch den Kopf.

Vor ihm türmt sich ein mehrstöckiger 70er-Jahre Bau auf – ein grauer Betonklotz mit länglichen Fensterscheiben bis zum Boden, an dessen Hauswänden Balkone kleben wie

Bienenwaben. Neben der Eingangstür stehen zwei große Tontöpfe mit immergrünen Buchsbäumen. Als sie dort ankommen, surrt die Glastür leise und schiebt sich auseinander wie ein transparenter Kinovorhang. Im Empfangsraum hängen Bilder mit Alpenpanoramen, Aquarelle mit Sonnenblumen und dem Meer, mit Bleistift gezeichnete Portraits und krakelige Skizzen aus Kinderhänden. Auf einem steht in großer, geschwungener Schrift: «Den Tagen mehr Leben geben, nicht dem Leben mehr Tage». Klein gedruckt darunter: «Ein Grundsatz von Cicely Saunders, der Begründerin der modernen Hospiz- und Palliativbewegung.»

«Hallo, Familie Pfenning, ich habe Sie schon erwartet», ruft eine mollige Frau, die zur Begrüßung auf sie zu watschelt. «Ich bin Sabine Meier», stellt sie sich vor und reicht allen ihre kleine, speckige Hand. Sie ist um die sechzig, trägt einen braunen Pferdeschwanz, kleine goldene Knopfohringe, einen knielangen, braunen Cordrock und eine altmodische Bluse mit Blumenmuster. «Ich hoffe, Sie hatten eine gute Fahrt. Soll ich Ihnen gleich das Zimmer zeigen?», fragt sie. «Nein, das ist nicht nötig, wir finden es schon, wenn sie uns erklären, wo es ist», antwortet Linus mit dem Tempo eines Formel-1-Autos. Die Vorstellung, dass ein fremder Mensch dabei ist, wenn sie Bettina in ihr neues – und letztes – Zuhause bringen, behagt ihm ganz und gar nicht. «Gut», entgegnet die Dame, kramt den Zimmerschlüssel aus ihrer Rocktasche, drückt ihn Linus in die Hand und deutet mit dem Zeigefinger geradeaus. «Es ist ganz einfach, ihr müsst nur den Gang dort entlang, den Aufzug in den ersten Stock nehmen und oben scharf rechts abbiegen. Es ist Zimmer 146.» Sie geht auf Bettina zu, kniet sich einen kurzen

Moment vor sie hin und sagt: «Willkommen bei uns, Frau Pfenning. Wir werden uns gut um Sie kümmern.»

Der Aufzug schraubt sich leise auf Etage eins. Als sich die Türen öffnen, weht ihnen Klaviermusik entgegen. «Hört ihr das? Das ist ja schön!», ruft Bettina erfreut. Linus schiebt sie den Flur entlang zu einer Tür, die einen Spalt offen steht. Der Pianist ist ein älterer Herr im schwarzen Sakko mit Krawatte um den Hals. Er thront auf einem Lederhocker vor einem alten schwarzen Flügel und schwingt in sich versunken mit dem Oberkörper im Takt der Musik vor und zurück. «Das muss der Aufenthaltsraum sein, von dem ich gelesen habe», wispert Fernando und bleibt angetan vor der Tür stehen. «Kommt schon, hier ist es», ruft Lara aufgeregt, die den Gang schon vorgelaufen ist. Sie steht vor einer beigen Kunststofftür, auf der die 146 als rote Ziffer prangt. «Gib mir mal den Schlüssel», fordert Bettina, schnappt ihn sich aus Linus Hand und sperrt die Tür auf.

Das Zimmer hat die Ausmaße einer Studentenbude, keine zehn Quadratmeter groß, in die nur das Allernötigste passt: Bett und Nachttisch auf Rollen, ein winziger Besuchertisch, auf dem zwei grüne Wasserflaschen und vier Gläser stehen, Steckdosen und Notfallknöpfe an der Wand – wie in einem Krankenhaus. Die Wände sind in einem blassen Gelbton gestrichen, die Vorhänge orange wie eine reife Aprikose. «Wenigstens hast du hier keinen schnarchenden Bettnachbarn», sagt Linus aufmunternd. Er schiebt Bettina auf dem grauen, glatten Linoleumboden in den Raum, gefolgt von dem Rest der Familie. Aus Hygienegründen und damit sich die Rollstühle nicht verheddern, gebe es keine Teppiche, hatte er auf der Webseite gelesen. Durch zwei große Fenster zwingt sich

der blaue November-Himmel. «Ganz schön traurig, dieser Ort», entfährt es Bettina, dann kullern ihr transparente Perlen aus den Augen. «Bettina, bitte nicht weinen. Klar, es ist ein bisschen fremd, aber wenn du mal deine Sachen ausgepackt hast, dann sieht es schon ganz anderes aus, du wirst sehen!», tröstet Fernando, lässt den Koffer stehen, den er immer noch fest umklammert hatte, und sinkt vor Bettina in die Knie. Er fegt die Tränen mit den Daumen von ihren Wangen. «Und hier soll ich sterben?», flüstert sie. «Mama», sagt Lara und beugt sich ebenfalls zu Bettina hinunter. «Sollen wir alle zusammen wieder nach Hause? Das schaffen wir auch! Keiner von uns will dich gerne hier lassen», sagt sie. «Ach Lara, ich weiß, dass ich hier in guten Händen bin. Ich muss mich nur erst dran gewöhnen. Und ihr vermutlich auch.»

Laras Tagebuch

Ich sitze an meinem Schreibtisch und weiß, dass Mama nicht im Zimmer unten mir liegt. Heute haben wir Mama ins Hospiz gebracht. In den letzten Wochen war sie immer da - in ihrem Bett oder auf der Couch. Ich konnte immer zu ihr, aber jetzt ist sie fort. Ich fühle mich, als hätte ich beim Outdoor-Klettern einen Stein losgetreten, der jetzt die Felswand runtergekracht. Er rollt und rollt, bis er unten ankommt – unaufhaltsam. Jetzt rollt Mama. Immer weiter dem Abgrund entgegen. Mir ist klar: Mama wird nicht mehr nach Hause kommen. Sie liegt in einem fremden Bett, in einem fremden Haus, mit fremden Menschen. Schrecklich, ich vermisse sie jetzt schon so!

Wie soll das bloß werden, wenn sie nicht mehr ein paar Kilometer weit weg im Hospiz, sondern gar nicht mehr auf dieser Erde ist? Egal, wie weit ich fahre, dann kann ich nicht mehr zu ihr. Zu Himmel, Hölle oder dem Nichts habe ich keinen Zutritt. Zum Abschied heute hat sie mir über die Wange gestreichelt. Es war wie ein warmes Sommerlüftchen, nur noch zärtlicher. Oh Mama!

Nachricht von Linus an Anna

Anna, ich fühle mich wie ein Sklave der Trauer. Seit wir ohne Mama wieder zuhause sind, kann ich nicht mehr denken, mich nicht mehr bewegen. Ich liege nur auf meinem Bett und starre die Decke an. Kannst du mich befreien kommen?

Laras Tagebuch

Am ersten Tag ist Papa im Hospiz geblieben. Jetzt wechseln wir uns immer ab, damit Mama nur dann alleine sein muss, wenn sie es will und uns drum bittet. Wir haben Stundenschichten. Tag ein, Tag aus laufen wir ins Hospiz, rein und raus. Wie ein Hamster, der in seinem Laufrad immer Kreise dreht – nur laufe ich nicht im Kreis, sondern vor und zurück. Ich freue mich immer auf Mama, sogar auf die Nächte in dem kleinen Beistellbett, weil ich dann bei ihr sein kann. Aber wenn ich wieder raus komme und niemand es sieht, vergrabe ich das Gesicht in den Händen und schüttele mich vor Wut, Trauer und Verzweiflung. Jeden Tag muss ich wieder ein bisschen mehr Abschied

nehmen – Abschied auf Raten. Die Momente, in denen mich die Verzweiflung packt, dauern nur einige Sekunden. Danach raffte ich mich auf, straffe die Schultern und nehme den Bus nach Hause. Mir ist es egal, was die anderen über mich denken, wenn sie mein verheultes Gesicht sehen. Mir ist es egal, was die ganze Welt macht. Ich lebe in meinem eigenen kleinen Universum. Tag ein, Tag aus, immer wieder ins Hospiz und wieder raus. Für Mama.

Ich fühle mich wahnsinnig müde und erschöpft, ausgewrungen wie ein alter Putzlumpen. Auch Papa und Linus sieht man den Stress an. Wir sind zwar nicht krank, der Krebs wütet nicht in unseren Körpern, aber er frisst auch an uns. Wenn ich in den Spiegel schaue, erkenne ich mich kaum wieder. Ich bin blass, habe geschwollene, rote Augen. Tiefe blaue Augenringe. Ich erschrecke mich selbst vor meinem Spiegelbild. An Schminke ist nicht zu denken, selbst wasserfeste Wimperntusche wäre in weniger als einer Stunde wieder ab. Außerdem ist es mir egal wie ich aussehe. Alle Zeit, die ich habe, will ich für Mama haben. Ich habe eigentlich keine Puste mehr. Aber ich muss. Ich darf nicht schlapp machen. Es ist meine letzte Zeit mit Mama. Wer weiß, wann sie nicht mehr kann!?!

Leise klopft Linus an die Tür von Zimmer 146 im Hospiz. Nichts rührt sich hinter der Tür. Und er erhält auch keine Antwort. Nervös tritt er von einem Fuß auf den anderen und hämmert schließlich laut mit der Faust gegen den Kunststoff. «Sie wird doch jetzt nicht einfach so gestorben sein», flüstert Linus, drückt die Klinke nach unten und öffnet die Tür. Lautlos betritt er das Zimmer. Es ist leer. Auf dem kleinen Tisch in der Ecke liegt ein Stück

Papier. Darauf steht in der Handschrift seiner Mutter: «Lieber Linus, ich mache noch eine Fantasiereise. Kurz nach drei Uhr bin ich zurück.» Der Zettel mit den roten Blumenornamenten stammt aus Bettinas Tagebuch, das ihr Lara zum Geburtstag geschenkt hat, und in das sie jeden Tag hinein schreibt. Ihre Familie dürfe es lesen, wenn sie nicht mehr da sei, hatte Bettina gesagt.

Linus stellt den Wasserkocher und ein Glas mit Honig auf den Tisch und legt Ingwer und frische Zitronen daneben. Fernando hatte ihm die Sachen für Bettinas Lieblingstee eingepackt. Er wandert zum Fenster und lässt die Gedanken im Kopf kreisen. Schon in Bonn hatten die Häuser in grauem Nebel gelegen, als würden alle Menschen gleichzeitig Zigarettenrauch auspusten. Inzwischen hat es auch angefangen zu regnen. Die vielen kleinen Wassertropfen prasseln auf den Parkplatz und den Fischteich. Alles sieht nach Abschied aus. Von diesem Jahr, von Bettina. «Das ist eine Aufgabe, die mit keiner anderen zu vergleichen ist, nichts hat mich jemals so fertig gemacht», geht es Linus durch den Kopf. Auf dem Kiesweg schlendert ein älteres Pärchen eng umschlungen unter einem Regenschirm entlang. Beide halten eine Zigarette in der Hand, an der sie regelmäßig synchron ziehen. «Das ist doch unfair!», schimpft Linus in den leeren Raum hinein. «Mama hat nie geraucht, immer Sport gemacht, sich gesund ernährt. Und trotzdem wird sie nie so alt werden wie die zwei. Papa wird alleine unter seinem schwarzen Regenschirm durch die Straßen laufen müssen.»

Linus zuckt zusammen und fährt herum, als er die Türe aufgehen hört. Matilda, eine besonders nette Schwester, schiebt Bettina im Rollstuhl durch die Tür. Auf ihrem Gesicht liegt ein zufriedener Gesichtsausdruck wie nach

einem guten Essen. «Hi Mum», sagt Linus, geht auf sie zu und küsst sie auf die Wange. «Soll ich dir ins Bett helfen?» «Ja gerne», erwidert Bettina und zu Matilda sagt sie: «Er übernimmt jetzt, danke.» Linus geht um den Rollstuhl herum und schiebt ihn neben das Bett. Inzwischen ist es für ihn schon reine Routine: Drei Handgriffe und Bettina liegt wieder da, als wäre sie nie unterwegs gewesen. Sie rückt noch die hautfarbene Mütze mit der dunkelblauen Spitze auf dem Kopf zurecht, die sie im Hospiz gegen die Perücke eingetauscht hat und lächelt Linus an.

«Na, mein Großer. Wie geht es dir heute?»

Linus zieht sich einen Stuhl an Bettinas Bett und setzt sich hin. Er streift die Schuhe von den Füßen und legt die Beine lässig auf der Bettkante ab. «Es geht so. Es könnte natürlich besser sein, aber soweit ist alles in Ordnung. Wie war die Fantasiereise? Und was ist das überhaupt?»

«Man liegt auf einer Gymnastikmatte, schließt die Augen und lauscht der Psychologin, die eine Geschichte vorliest. Sie soll die Vorstellungskraft anregen. Dabei kann man sich wunderbar entspannen. Heute sind wir wie Vögel über der Erde geschwebt und haben von oben beobachtet, was alles so passiert. Ich habe mich in viele schöne Situationen hineinversetzt, die ich früher tatsächlich mit euch erlebt habe.» Linus schwingt seine Füße vom Bett, beugt sich nach vorne und stützt sein Gesicht auf die Handballen. «Ach Mama, es gäbe noch so viele schöne Dinge, die wir alle zusammen machen könnten! Viel geht ja jetzt nicht mehr. Was machst du hier eigentlich, wenn wir nicht da sind?»

Bettina überlegt kurz und antwortet: «Weißt du, manchmal schaue ich einfach nur aus dem Fenster. Ich beobachte die Amseln, wie sie an den Vogelhäuschen nach

Nahrung picken, und schau den Goldfischen im Teich zu, wie sie immer wieder an die Oberfläche kommen. Oder ich öffne das Fenster und lausche ganz einfach dem Regen. Ich muss nicht mehr so viel unternehmen wie früher, auch kleine Dinge genügen mir. Und dann gibt es ja auch noch vieles, was ich hier außerhalb des Zimmers machen kann. Die Psychologin im Haus ist immer für Gespräche da. Und ich kann Entspannungsübungen machen, Musiktherapie mit Klangschalen und alles mögliche Kreative. Ich könnte zum Beispiel malen, töpfern oder Körbe flechten. Außerdem habe ich eine nette Nachbarin, Martina. Wir reden oft, fahren mit unseren Rollstühlen über den Gang und ab morgen wollen wir zusammen Klavierspielen lernen. Das steht ja im Aufenthaltsraum.»

«Cool. Dann spielst du uns mal was vor, oder?»

«Klar, wenn ich es schaffe, noch ein ganzes Klavierstück zu lernen ...», antwortet sie und schlägt die Augen nieder. «Auch wenn das komisch klingt, Linus, aber manchmal plane ich auch für die Zukunft. Zusammen mit meiner Schwester Susanne habe ich mir überlegt, was ich bei meiner Beerdigung tragen möchte und welche Lieder gespielt werden sollen. Ihr sollt kein Schwarz tragen, sondern eure Lieblingskleidung. Du kannst deinen ranzigste Jeans anziehen, wenn du magst. Und wir spielen fröhliche Lieder, nicht nur langsame, traurige Kirchenlieder.»

«Okay», murmelt Linus.

«Und mein Testament habe ich geschrieben. Das dürfte allerdings keine große Überraschung werden, denn Fernando und ihr zwei bekommt sowieso alles. Du bist tapfer, mein Großer! Ich hab dich ganz schön lieb. Komm mal her».

Linus steht auf, neigt sich über Bettina und umarmt sie. «Ich dich auch, Mama.» Für ein paar Minuten sind beide in der Umarmung versunken. «Jetzt muss ich leider los. Ich habe Papa versprochen, noch einzukaufen, damit er gleich direkt zu dir kommen kann. Er ist bestimmt bald da».

«Alles klar. Umarmst du mich nochmal? Und dann mach dich vom Acker.»

Laras Tagebuch

Papa kam gestern Mittag vom Hospiz nach Hause. «Li-La!», hat er gerufen – wie immer, wenn er uns beide gleichzeitig sprechen will. Aber es hörte sich anders an als sonst, kraftlos, verzweifelt. Ich wusste sofort, dass irgendetwas passiert war. Ich hatte riesige Angst, dass Mama in der Nacht oder am Morgen gestorben war, als Linus und ich nicht da waren. Ich bin sofort zu Papa gerannt. Auch Linus kam in Boxershorts die Treppe runter gestürmt. Seine Haare standen in alle Richtungen ab, wie die Äste eines alten Apfelbaumes, der nie in Form geschnitten wurde. «Es sieht so aus, als würde es zu Ende gehen», hat Papa leise gesagt. Dann hat er sich auf den Flurboden gesetzt und gesagt, er würde warten, bis wir fertig seien. Noch nie habe ich Papa so zusammengesunken gesehen – wie ein Sack Mehl, der dem Bäcker vor seiner Stube von der Schulter gefallen ist. Linus ist rückwärts die Treppe wieder hoch gegangen. Total apathisch. Ich war die Einzige, die noch bei Sinnen war. Ich habe Linus gehetzt, sich zu beeilen und wollte uns Zahnbürsten einpacken – wir wussten ja nicht, wie lange

es gehen würde. Aber wer braucht sich in so einem Fall schon die Zähne zu putzen?

Wir waren alle an Mamas Bett. Papa und ich saßen uns gegenüber und jeder von uns hielt eine von Mamas Händen. Sie waren feucht und warm, wie die eines Babys. Linus hat sich neben Papa gesetzt und die ganze Zeit mit seinem Daumen über Mamas Wange gestreichelt. Mama hatte die Augen zu und bewegte sich kaum. Nur ihr Brustkorb hob und senkte sich immer wieder – das war das einzige Zeichen, dass sie noch bei uns war. Ich habe keine Ahnung, wie lange wir so da saßen. Es schien endlos und doch viel zu kurz. Irgendwann kam ein Arzt mit einer Valium-Beruhigungsspritze: «Sie spürt keine Schmerzen», hat er uns versichert.

Mama ist kurz aufgewacht, hat den Kopf erst zu mir, dann zu den beiden anderen gedreht. «Ich habe keine Angst. Mir wird es gut gehen. Haltet zusammen auch ohne mich! Ich liebe euch», hat sie gesagt – leise und schwach, aber deutlich. Das war das Letzte, was sie gesagt hat. Dann spritzte der Arzt das Valium – gegen die Schmerzen, vielleicht auch gegen die Qual, das eigene Ende bewusst mitzuerleben. Mama lag ewig ganz still unter ihrer Decke. «Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes leichenblass. Trotzdem so schön wie Schneewittchen», hat Linus einmal die Stille durchbrochen. Sein Blick war völlig auf Mama fixiert, ich glaube nicht, dass er wirklich mit uns geredet hat. Er hat bestimmt gehofft, dass sie wie Schneewittchen wieder aufwacht und glücklich und gesund weiterlebt.

Stattdessen ist Mama unruhig geworden und hat immer ungleichmäßiger geatmet. Linus, Papa und ich saßen einfach nur da und haben Mamas Atem gelauscht. Es war

irgendwie gruselig. Nicht wie in Filmen, wenn Sterbende einfach einschlafen. Mama hat seltener geatmet, aber dafür tiefer. Es war ein Schnaufen, manchmal auch ein Luftschnappen, wie wenn man nach langem Tauchen dringend Sauerstoff braucht. Papa hat gesagt, wir müssten nicht dabei bleiben, wir könnten auch zuhause auf ihn warten. Aber wir wollten nicht gehen. Ich glaube, meine Füße hätten mich auch gar nicht getragen. Nichts hätte mich von Mama wegbekommen, obwohl ich auch verstehen kann, wenn jemand nicht dabei sein möchte. Ich habe Mamas Hand gehalten. Immer wieder dachte ich: «Das war der letzte Atemzug», aber dann kam immer noch einer und noch einer. Bis dann ... plötzlich nicht mehr. Wie die Psychologin gesagt hat. Dann war es still. Mein Kopf war einfach leer. Da war nichts mehr.

«Wach doch bitte wieder auf, bitte!», hat Linus gefleht und an ihren Schultern gerüttelt. Einige Haarsträhnen standen vertikal von seinem Kopf ab und wippten leicht hin und her. In einer anderen Situation wäre das lustig gewesen, hätte mich zum Lachen gebracht. Aber sie ist nicht mehr aufgewacht. Sie lag einfach da. Und ihre Hände wurden immer kälter. Wir sind einfach nur an ihrem Bett sitzen geblieben. Ich habe keine Ahnung, wie lange, ich habe jedes Zeitgefühl verloren. Zeit ist auch einfach egal.

Ich kann es nicht fassen! Jetzt ist Mama wirklich gestorben. Sie wird nie wieder kommen. Natürlich haben wir damit gerechnet, aber vorbereitet war ich trotzdem nicht. Vielleicht kann man sich auf so eine Situation auch nicht vorbereiten. Wir waren alle dabei. Und doch fühlt es sich absolut fremd an, als wäre es nicht passiert. Ist es aber.

Irgendwann hat es an der Tür geklopft. Wie ein Geräusch aus einer anderen Welt. Eine Krankenschwester wollte nach uns sehen. Papa hat sich die Augen gerieben und die Schwester gebeten, uns noch mehr Zeit zu geben. Später haben wir gesehen, dass sie außen ein Schild aufgehängt hat, «Abschied» stand da drauf. Jedenfalls hat uns niemand mehr gestört. Für die anderen ging die Routine einfach weiter, für uns blieb das Leben in dem Moment stehen, als habe jemand die Welt in Fesseln gelegt. Ich habe Mama angestarrt und versucht, zu begreifen, dass sie wirklich gestorben ist. Ich werde es aber wahrscheinlich nie ganz begreifen. Manchmal haben Papa, Linus oder ich etwas gesagt. Zu Mama, zu uns selbst, ich weiß gar nicht mehr was. Irgendwann spät, als es schon lange dunkel war, sind wir aufgebrochen. Keiner wollte wirklich von Mama wegfahren, aber für immer im Hospiz bleiben, das konnten wir ja auch nicht. Zum Abschied habe ich noch einmal ihre kalte Wange geküsst. Ich weiß nicht, ob Mama noch da war, oder ob ich nur ihre äußere Schale geküsst habe. Es klingt verrückt, aber es fühlte sich an, als sei Mamas Geist, Seele oder wie immer man das nennen mag schon weggeflogen. Nicht mehr im Raum. Aber wohin? Keine Ahnung.

Endlose Trauer

Auf dem Küchentisch türmen sich Berge von Papierkram: ungeöffnete Briefe, ungelesene Zeitungen, Beileidskarten, die in ‚gelesen, wegschmeißen‘, ‚gelesen, antworten‘ und ‚noch nicht gelesen‘ sortiert sind, Notizblöcke, Post-its. Es ist neun Uhr morgens und Fernando, der noch im gestreiften Schlafanzug steckt, hat das Telefon zwischen Ohr und Schulter geklemmt. Barfuß tappt er wie ein Sträfling in der Zelle in der Küche auf und ab. «Moment bitte», spricht er in den Telefonhörer und wühlt entnervt in dem Papierhaufen. «Hören Sie, hat das nicht Zeit bis morgen? Ich hab jetzt wirklich andere Dinge im Kopf als Ihren dämlichen Brief von der Krankenkasse», schimpft er lautstark, als sei der Anrufer Schuld daran, dass Bettina nicht mehr da ist. Linus, der schon seit einigen Minuten im Türrahmen lehnt und die Szenerie beobachtet, läuft zu Fernando und reißt ihm das Telefon aus der Hand. «Hallo? Mein Vater ruft Sie in Kürze zurück», sagt er und legt einfach auf. «Danke», murmelt Fernando und lässt sich hilflos auf den Boden sinken. Dort bleibt er sitzen und rauft sich verstört die Haare. «Ein Papierwust ist das, kein Wunder, dass man da nichts mehr findet. Irgendwie müssen wir das ordnen.» Linus reicht ihm die Hand zum Aufstehen und sagt: «Komm, wir machen uns jetzt erstmal einen Kaffee und dann helfe ich dir mit dem Papierkram».

Susanne, Bettinas ältere Schwester, die vor ein paar Tagen aus Bremen angereist ist, kommt in die Küche. Mindestens bis zur Beerdigung wolle Susanne da sein, vor allem als weibliche Unterstützung für Lara und um ihnen im Haushalt ein bisschen unter die Arme zu greifen, hatte

Fernando gesagt. «Guten Morgen, ihr zwei, ich mach uns mal Frühstück, ja?», fragt Susanne, die in einem engen schwarzen Rollkragenpulli und ebenso schwarzen Jeans und Turnschuhen steckt. «Lara müsste ja auch gleich von ihrem Morgenjogging zurück sein. Ich decke den Tisch im Wohnzimmer», stellt sie mit Blick auf das Papierchaos fest. Fernando nickt: «Schön. Ohne dich würden wir das Essen wahrscheinlich einfach vergessen». Linus denkt: «Susanne sieht aus wie Mama. Ein bisschen älter, aber ansonsten ziemlich ähnlich. Wie sie sich bewegt, wie ihre dunklen lockigen Haare bei jedem Schritt tanzen. Und jetzt macht sie uns das Frühstück – wie Mama. Aber sie ist nicht Mama und ersetzen kann sie sie auch nicht.»

Lara stapft in Sportklamotten und durchnässten Joggingsschuhen in die Küche und lässt sich auf einen freien Stuhl fallen. Wie Hundepfoten, die in jede Pfütze getappt sind, hinterlassen ihre Schuhe feuchte Abdrücke auf dem Boden. Unter dem Tisch bildet sich ein kleiner Schlammsee. «Lara, magst du nicht deine Schuhe ausziehen? Du trägst den ganzen Schneematsch ins Haus», sagt Susanne freundlich, aber bestimmt. Lara zuckt mit den Schultern. «Ist mir doch egal», antwortet sie brüsk, streift die Turnschuhe von den Füßen und schleudert sie in hohem Bogen in den Flur. «Komm, lass uns ins Schlafzimmer gehen und Mamas Klamotten ausräumen. Die braucht ja hier sowieso keiner mehr», blafft Lara. Susanne zieht die Augenbrauen hoch: «Jetzt schon? Bettina ist doch noch nicht lange weg.» Mit einem Ruck steht Lara auf: «Was sollen wir denn noch damit? Ich geh schon mal hoch, kannst ja nachkommen, wenn du die Küche aufgeräumt hast». Sie springt vom Stuhl auf,

verlässt die Küche und trampelt lautstark wie ein Elefant die Treppe nach oben.

Lara steht vor dem geöffneten Schrank und zieht ein Kleidungsstück nach dem anderen daraus hervor, hält es prüfend hoch, rümpft die Nase und katapultiert es in die Ecke – wie ein Roboter, dem jemand nur eine einzige Handlung einprogrammiert hat. «Das Kleid ist schön, das sollten wir behalten. Vielleicht wachse ich da noch rein», sagt sie zu Susanne, die auch nach oben gekommen ist und ratlos neben ihrer Nichte steht. «Die Bluse ist hässlich, die kann weg», sagt Lara kalt wie ein Drei-Sterne-Gefrierfach. «Und was für grässliche Unterwäsche, die kann allesamt in den Müll». Auch sie landet in hohem Bogen auf dem Klamottenhaufen. Susanne ist erschrocken über so viel Gefühllosigkeit: «Lara, ich mache mir wirklich Sorgen um dich. Du siehst gar nicht gut aus, du isst nichts, bist viel zu dünn, und läufst durch die Wohnung wie eine Geisha, die wegen der vielen Schminke jede Gesichtsmimik verloren hat. Rede mit mir, was geht wirklich in dir vor?» Lara blickt sie mit leeren Augen an: «Nichts. Lass uns einfach weiter machen.»

Laras Tagebuch

Heute Morgen habe ich die Augen aufgeschlagen und dachte, es sei ein ganz normaler Tag. Ich habe geglaubt, dass Papa schon seinen schwarzen Kaffee schlürft, Mama mir Müsli gemacht hat und ich mich beeilen muss, um nicht zu spät zur Schule zu kommen. Aber dann ist mir wieder klar geworden, dass Mama nicht mehr da ist und auch nicht wieder kommt. Sie wird nie mehr sagen, dass

ich meine Schuhe ordentlich in den Flur stellen und richtig frühstücken soll. Früher habe ich das immer gehasst, aber jetzt vermisse ich es. Wenn Susanne mich ermahnt, ist es nicht das Gleiche. Alles ist jetzt anders, trotzdem erinnert mich vieles daran, dass Mama mal da war: ihre Schuhe, die verwaist im Flur stehen und die niemand mehr trägt, die leere Waschmitteldose, die Mama nicht mehr auffüllt, ihre trockene Zahnbürste im Zahnputzbecher. Der Tod ist überall in diesem Haus und er scheint auch mit mir zu gehen, wohin auch immer ich gehe. Am liebsten würde ich morgens gar nicht mehr aufstehen. Ich will nicht, dass jeder Tag mit Schmerzen und Qualen beginnt. Jeden Morgen tut es weh, überall. Jedes Mal realisiere ich von neuem, dass Mama nicht mehr da ist. Ich möchte, dass Mama wieder kommt und alles wie immer ist!!! Bis dahin funktioniere ich einfach. Aufstehen, Zähne putzen, anziehen, frühstücken, den Tag rumkriegen. Auch heute.

Nachricht von Linus an Anna

Anna-Schatz, kannst du heute Abend kommen? Ich will Papa und Lara hier nicht alleine lassen. Die beiden weinen nachts oft, davon bin ich schon einige Male aufgewacht – dann will ich da sein. Aber ich kann nicht ohne dich schlafen. Mamas bleiches Gesicht taucht immer wieder vor mir auf. Es hat sich fest in meinem Kopf verankert. Ich brauche dich so!

Laras Tagebuch

Der Schmerz brennt!!! Als Kind habe ich mir mal ein Feuerzeug so lange wie möglich über die Hand gehalten. Damals tat es weh, also habe ich die Hand weggezogen. Jetzt tut es noch mehr weh. Es brennt überall. Aber ich kann nicht entkommen. Egal was ich tue, es hilft nichts. Gestern habe ich meine Hand über eine Kerze gehalten, bis ich den Schmerz nicht mehr ausgehalten habe. Ich dachte, dass körperlicher Schmerz, den ich mir selbst zufüge, besser auszuhalten ist als der Schmerz, den ich sonst empfinde.

«Aushalten», hat mir die Psychologin gesagt. «Durchhalten». Doch ich frage mich: wie? Ich bin müde, als wäre ich einen fünfstündigen Marathon gelaufen, und kann trotzdem kaum schlafen. Wenn ich einschlafe, träume ich oft schlecht. Ich kann mich zwar nicht an den Inhalt erinnern, aber die Träume sind schrecklich. Ich wache mit tränennassem Gesicht auf. Oft kommt Linus nachts zu mir und bleibt dann, bis ich mich beruhigt habe und nicht mehr zittere. Auch Papa weint nachts manchmal. Einmal bin ich zu ihm gegangen und habe mich auf Mamas leeren Platz gelegt. Ich glaube, es hat uns beiden geholfen, dass jemand neben uns lag. So konnten wir wenigstens ein paar Stunden schlafen. Ich bin froh, dass Linus Anna hat. Ich wünschte, ich hätte auch jemanden. Und ich wünschte Papa hätte Mama! Wir alle bräuchten Mama hier!

Der Körper geht, Mama bleibt

Ich kann da nicht hin, ich will Mama nicht beerdigen. Ich will nicht, dass sie tot ist», stöhnt Lara, die in der Ecke der Couch sitzt, kerzengerade und steif wie eine Dressurreiterin auf ihrem Pferd. «Linus, erinnerst du dich noch an Opas Beerdigung? Da wolltest du auch nicht hin. Und jetzt Mama.» Grelles Tageslicht flutet das Wohnzimmer und beleuchtet ihre kiwifarbene Bluse mit roten Erdbeeren drauf, über dessen Seide Bettina so gerne gestreichelt hat. «Hübsch, mein Kind. Und so weich!», hatte sie jedes Mal gesagt, wenn Lara sie trug. «Du musst da nicht hin», beschwichtigt Linus, der an der Wohnzimmerwand lehnt und die Arme vor der Brust verschränkt hat, weil er trotz seines Schafswollpullis friert, als stehe er an einer zugigen Bushaltestelle. «Komm, wir gehen in den Garten an die frische Luft, das macht den Kopf frei», schlägt er vor, läuft zum Sofa, zieht seine kleine Schwester an der Hand hoch, schnappt mit der freien Hand ihre Jacke von der Sofalehne und schiebt Lara hinaus in die Kälte.

Es ist ein bitterkalter Januartag mit Temperaturen unter null Grad, wie das Thermometer an der Hauswand zeigt. «Es ist noch kälter als an dem Tag als Mama gestorben ist», stottert Lara zwischen ihre klappernden Zähne hindurch. Sie hauen aufeinander wie die Nadel einer Nähmaschine auf das Metallstück darunter. Linus legt ihr die Jacke um die Schultern. In der Nacht ist Neuschnee gefallen und hat die Welt in ein glitzerndes Weiß getaucht. Die meterhohe Tanne im Garten trägt ein eiskaltes Kleid, der vor einem Jahr gepflanzte Walnussbaum ist ohne seine Blätter ganz

nackt. Hier und da lugen braune Grashalme unter der Schneedecke hervor, überall haben Vögel ihre Krallenabdrücke hinterlassen. Ein paar Maisen tummeln sich an dem Häuschen mit Vogelfutter, das Bettina noch am Baum aufgehängt hatte, bevor sie ins Hospiz gezogen ist. «Damit sie gut über den Winter kommen», hatte sie gesagt. «Wen interessieren die Vögel, wenn nicht mal klar ist, ob du den Winter schaffst?», hatte sich Linus damals gefragt.

Lara streift die Schuhe und dicken Wollsocken von den Füßen, krepelt die Beine ihrer Jeans hoch und stapft mit nackten Füßen auf dem Rasen im Schnee hin und her.

«Sag mal, spinnst du?», sagt Linus und starrt seine Schwester ungläubig an.

«Ja, ich drehe am Rad! Ich will die Kälte spüren. Irgendwas spüren. Komm, mach mit!», fordert Lara ihren Bruder auf. Sie wirft den Kopf in den Nacken, schließt die Augen, breitet die Arme aus und dreht sich im Kreis. Immer schneller. Kurz bevor sie umzufallen droht, streift sich Linus die Hausschuhe von den Füßen, schlüpft in die großen Gummistiefel seines Vater, die neben der Terrassentür stehen, springt mit drei großen Sätzen zu Lara und packt sie an den Armen: «So, das reicht jetzt!», sagt er entschieden. «Linus, ich muss da hin!» erklärt Lara leise. «Sonst bereue ich es später. Ich muss Mama verabschieden, auch wenn ich es eigentlich nicht kann.»

«Na dann, auf geht's, Kleine!», antwortet Linus, packt seine Schwester mit beiden Armen und wirft sie sich über die Schulter. Wie einen Sack Äpfel trägt er sie aus dem Schnee zurück auf die Terrasse. Er setzt sie auf dem Boden ab, trocknet ihre Füße an seinem dicken Pulli und wirft ihr die Socken zu: «Zieh die jetzt mal ganz schnell wieder

an!», befiehlt er und schubst sie im nächsten Moment schon durch die Glastür zurück ins warme Wohnzimmer.

«Wusstest du, dass es in der Schweiz eine Firma gibt, die aus der Asche gestorbener Menschen Diamantringe macht? Was bleibt uns von Mama, wenn wir sie heute beerdigen? Im Grab zerfällt sie zu Erde», flüstert Lara.

«Lara, du musst Mamas Körper verabschieden, aber Mama selbst bleibt bei uns. Hier in unseren Herzen.» Linus legt die Hand auf seinen Brustkorb. «Mama wird uns zuschauen. Sie wird uns Kraft geben, damit wir es schaffen.»

«Meinst du?» fragt Lara verunsichert.

«Außerdem brauchst du keinen Diamantring, du hast doch den hier», sagt Linus und zieht den Rosenquarzring aus der Hosentasche, den Bettina Lara vor zwei Jahren geschenkt hat. «Den hast du im Bad liegen lassen, aber den solltest du mitnehmen.»

«Okay, danke.» Lara wischt sich übers Gesicht, streift den Ring über ihren Finger, dreht sich herum und stapft in Richtung Flur, um sich anzuziehen.

Laras Tagebuch

Die Beerdigung ist geschafft. Fast wäre ich nicht hin gegangen, aber ich bin froh, dass ich da war. Ich bin mal wieder total kaputt und ausgelaugt, aber es war auch schön. Die kleine Kapelle auf dem Friedhof, in der Mama ihren Abschied feiern wollte, war brechend voll mit Menschen, die Mama gemocht haben. Papa, Ced, Anna und ich hatten in der ersten Reihe links Platz genommen. Rechts saßen Susanne und Mamas beste Freundinnen aus

der Schulzeit. Hinter uns waren Isabel und ihre Eltern. Und dahinter Mamas entfernte Verwandte, Arbeitskollegen, eine Schwester aus dem Krankenhaus und einige aus dem Hospiz. Manche Leute, die ich noch nie gesehen hatte, standen hinten an der Wand, weil sie keinen Sitzplatz mehr bekommen hatten. Ich werde nie verstehen, wie so ein Mensch wie Mama einfach von der Erde verschwindet. Kann es einen Gott geben, der jemand wie Mama sterben lässt? Das kann keine Absicht sein.

Bis alle in der Kirche waren, haben wir Mamas Lieblingsjazzmusik von Miles Davis gehört und später hat Susanne solo gesungen. Erst ein sehr trauriges Lied, das Mama im Hospiz versucht hat, auf dem Klavier zu lernen, es aber nicht mehr geschafft hat. Und dann das Abendlied «Der Mond ist aufgegangen», das Mama uns früher immer zum Einschlafen vorgesungen hat. Es war komisch, das Lied mitten am Tag zu hören, aber irgendwie hat es trotzdem gepasst – Mama hat ja in ihrem Sarg geschlafen. Am Ende hat Susanne die Augen geschlossen, ihre Hand auf den hölzernen Sarg neben die gelben Tulpen gelegt und mit immer leiser werdender Stimme gesungen:

«Verschon uns, Gott mit Strafen
und lass uns ruhig schlafen,
und unsren kranken Nachbarn auch!»

Dabei sind ihr vereinzelt Tränen übers Gesicht gelaufen. Das war ihr Abschied von Mama. Alle haben mit ihr geweint. Danach hat Papa eine Rede gehalten und die Stimmung wieder aufgehellt – so wie Mama es wollte. Er hat erzählt, wie sie sich kennengelernt haben, wie Mama es immer wieder geschafft hat, bei Freunden und

Verwandten ins Fettnäpfchen zu treten und wie sie selbst während der Krankheit ihr Lächeln nicht verloren hat. «Na gut, manchmal war ihr Humor ganz schön schwarz, aber wenigstens hat sie sich ihn bewahrt», hat Papa den Kapellen-Clown gespielt.

Mama wäre stolz auf ihn gewesen, er hat sie alle zum Schmunzeln gebracht. Als Papa zurück zu seinem Platz kam, habe ich seine Hand gedrückt. Er hat leicht gezittert, aber sein Gesichtsausdruck war relativ zufrieden. Ich saß zwischen Linus und Papa. Wir haben uns die meiste Zeit an den Händen gehalten und die Lieder, die Mama noch für uns zum Singen ausgesucht hatte, so schräg geträllert, dass ich manchmal sogar grinsen musste. Hätte Mama uns gehört, sie wäre in lautes Gelächter ausgebrochen oder vor Scham im Boden versunken. Ich wünschte, ich könnte sie lachen hören. Ich wünschte, sie könnte mir das Singen beibringen.

Die eigentliche Beerdigung dauerte nicht lang. Wir haben auf sämtliche Konventionen verzichtet. Nicht Sargträger mit weißen Handschuhen haben Mama getragen und den Sarg im Erdloch versenkt, sondern wir. Papa, Linus, Susanne, ich und noch zwei starke Cousins von Mama. Es war hart, Mama los und absinken zu lassen, aber ich habe an Linus Worte gedacht, dass es nur ihr Körper sei. So fühlte es sich irgendwie okay an. Wir haben weder Erde noch Blumen in das Loch geschmissen. Auch Hände haben wir nicht geschüttelt und niemanden umarmt. «Tschüss, Mama!», habe ich geflüstert. Nach der Beerdigung waren wir mit einigen Freunden und der Familie bei Giovanni essen, das hätte Mama gut gefallen. Er war auch ganz traurig und hat uns Pizza, Pasta und Wein auf den Tisch gestellt. Eigentlich war alles wie

immer – nur dass Mama gefehlt hat. Ich vermisse sie. Aber ich fühle sie auch. Irgendwo ist sie.

Nachricht von Linus an Cedric

He Ced, danke, dass du da warst. Auch wenn ich kaum mit dir gesprochen habe, war es schön zu wissen, dass du in der Nähe bist. Wie hat dir Papas Rede gefallen? Ich fand sie lustig, aber auch unglaublich traurig. Wenn man Papa kennt, weiß man, dass die Witze ihn schmerzen wie ein Messer in der Brust, weil er in jeder Sekunde Mama vermisst. Vielleicht können wir bald mal wieder boarden? Gute Nacht, altes Haus und bis bald.

Zwei Jahre später

Neue Wege

Nachricht von Linus an Anna

Hallo Anna-Schatz, wie geht es dir? Läuft das Studium noch so gut? Ich freue mich schon drauf, wenn du deinen ersten, eigenen Arztkittel trägst. Warst du mal mit Lara joggen oder hast sonst was mit ihr gemacht? Ihr wolltet euch doch mal treffen. Sie hat mir geschrieben, dass sie mich und auch dich vermisst. Und natürlich noch immer Mama.

Ced und mir geht es hier in Neuseeland super gut. Seit wir in Auckland angekommen sind, haben wir beim Reisen schon zig Menschen kennengelernt – Amerikaner, Franzosen, Holländer und auch viele Deutsche. Wir schlafen fast jeden Abend in einem anderen Bettenlager. Gestern haben wir zum ersten Mal WWOOFing ausprobiert. Das heißt, wir arbeiten auf einer Farm und bekommen dafür ein Bett und was zu essen. Kein schlechter Deal für uns arme Backpacker, aber auch harte Arbeit: Gestern habe ich Schweine gefüttert, Kühe gemolken und beim Kochen geholfen. Morgens müssen wir so früh aufstehen, dass die Wiese noch nass vom Morgentau ist. Ich liebe es, ganz früh am Morgen barfuß über den Rasen zu laufen. Das nasse Gras fühlt sich toll an!

In den nächsten paar Tagen wollen wir nach Wellington, dort ein bisschen auf der Cubastreet abfeiern

– wo es angeblich die coolsten Bars gibt. Und dann leihen wir uns einen Jucy Van, mit dem wir weiterfahren und in dem wir pennen können. Dann runter zum Mount Cook, der mehr als 3500 Meter hoch ist – höher als die Zugspitze in Bayern, auf der wir mit Papa und Lara letzten Sommer waren. Und dann noch nach Queenstown zum Bungeejumping. Das wird voll der Kick – ich schick dir ein Foto, okay? Schreib mir mal, was zuhause so abgeht. Dicken Kuss an dich, Linus

Laras Tagebuch

Liebes Tagebuch, wenn ich all die Seiten lese, die ich in dir beschrieben habe, wird mir klar, was wir alle durchgemacht haben. Meine eigenen Worte bringen mich zum Weinen, obwohl ja schon viel Zeit vergangen ist. Sie zeigen mir aber auch, dass es mir Stück für Stück, Tag für Tag, Jahr für Jahr besser geht. Ich vermisse Mama noch immer, aber es fühlt sich anders an. Die Bilder im Kopf und der Schmerz im Herzen verändern sich langsam. Es brennt nicht mehr so unendlich. Manchmal sind die Bilder sogar schön. In meinen Träumen sitze ich manchmal mit Mama am Küchentisch und erzähle ihr von allem, was mir so passiert. Es ist, als ob sie viel verpasst hätte, und ich sie auf den neusten Stand bringen müsste. Sie ist dann wieder voll in meinem Leben dabei. Ich stelle mir immer vor, wie sie sagt: «Paddel mit den Händen, damit du nicht untergehst. Kraule mit den Armen, meine Süße, damit du vorwärts kommst. Schwimm immer weiter, dein Leben hat dir noch viel zu bieten».

Bevor Mama gestorben ist, hat sie auch zu Papa und Linus gesagt, sie sollten weiterleben und auch wieder glücklich werden. Linus hat mit Hängen und Würgen sein Abi bestanden, dann ein bisschen gejobbt und tourt jetzt mit Ced durch Neuseeland. Ich glaube, es ist die Zeit seines Lebens: Freiheit, Natur, Spaß, Party. Papa hat vor ein paar Monaten auch eine kleine Reise unternommen. Er hat sich einer Selbsthilfegruppe für verwitwete Männer angeschlossen und ist mit ihnen um den Bodensee geradelt. Manchmal trifft er sich mit einer Frau, die er von seiner Arbeit kennt. Für mich fühlt es sich komisch an, aber ich glaube, sie tut Papa gut. Er geht das Ganze auch sehr langsam an. Bei uns Zuhause war sie noch nie und ich habe beide nur mal zufällig im Café getroffen. Sie scheint ganz nett zu sein.

Im Gegensatz zu Papa lasse ich mich Hals über Kopf in meine Verliebtheit fallen. Ich habe Fabian kennengelernt. Er spielt auch Volleyball – in dem neuen Verein, zu dem ich gewechselt bin, um endlich mal in der Regionalliga spielen zu können. Wir sehen uns ständig und machen alles zusammen. Ich bin so verknallt! Es ist total schön: Er macht Quatsch mit mir und sorgt dafür, dass ich fröhlich bin. Er nimmt mich ernst, wenn ich nachdenklich bin. Er findet mich normal, auch wenn ich manchmal traurig bin, wie ein Vogelbaby, dessen Mutter nicht zum Nest zurückgekommen ist. Wenn wir weiterhin so glücklich bleiben, gehen wir vielleicht nach der Schule zusammen reisen – wie Linus. Fabian ist zwar vor mir mit der Schule fertig, will aber sowieso noch ein freiwilliges soziales Jahr machen. Mama fände das bestimmt spannend. Sie würde Fabian auch mögen – er ist so cool und witzig. Und

gleichzeitig kann ich mich in seine Arme kuscheln und fühle mich sofort geborgen.

Ich weiß, was Mama gut und was sie schlecht für mich finden würde. Sie wäre bestimmt stolz auf mich, dass ich so weit gekommen bin und auch wieder fröhlich und glücklich sein kann. Manchmal wäre es schön, wenn Mama mit mir lachen könnte. Vielleicht tut sie es. Irgendwo. Irgendwie.

Danksagung

Ein besonderer Dank geht an Friedmar Voigt, Tino Klöpfer, Katharina Schnurpfeil, Renate Müller, Hubert Müller und Christiane Fux, die kritisch hinterfragt, fröhlich ergänzt und mit ihren scharfsinnigen Augen hoffentlich jeden Fehler aus dem Text gefischt haben. Ein herzliches Dankeschön geht an unsere Familie und Freunde, die uns beim Schreiben unterstützt und mit uns auf die Veröffentlichung hin gefiebert haben.

Danke an alle Retter und Schwimmlehrer

Varinka Voigt und Ingrid Müller

Die Autorinnen

Varinka Voigt



Ich bin 1987 in Wuppertal geboren. Als ich elf Jahre alt war, ist meine Mutter an Brustkrebs erkrankt. Das Thema hat meine gesamte Pubertät mitbestimmt. Nachdem ich von Zuhause ausgezogen bin, hatte ich das Glück, in den Niederlanden, den USA und in Australien Psychologie studieren zu können. Die wissenschaftliche und journalistische Arbeit habe ich in München für mich entdeckt. Derzeit werde ich zur Psychotherapeutin ausgebildet und finde es faszinierend, jeden Tag neue Lebensgeschichten von anderen zu hören. Das ist manchmal unheimlich traurig, aber manchmal auch wunderschön – und vor allem sehr wichtig, wie ich finde!

Ingrid Müller



Ich bin ein echter Steinbock, Jahrgang 1967, und war zwölf Jahre Chefredakteurin bei einem großen Gesundheitsportal, bei dem sich alles um die Medizin drehte. Zusammen mit meiner Zwillingsschwester habe ich schon mal ein Buch geschrieben, in dem es auch um Krebs ging. Ich wollte nicht schon immer Journalistin werden, sondern Schneiderin (wie mein Opa) oder Fotografin. Dann habe ich aber doch lieber Biologie und Chemie studiert und anschließend das journalistische Handwerk von der Pike auf gelernt. In meiner Studienzeit war ich Mitinhaberin einer Studentenkneipe und habe abends am Tresen jede Menge Geschichten über Menschen erfahren – viele gute, die es sich aufzuschreiben lohnt.

FREI-SCHWIMMER

Buch und eBook 2017

© Text by Varinka Voigt & Ingrid Müller

© Cover-Foto by kallejipp/Photocase.com

© Fotos im Buch by emanoo/Photocase.com,
L-urmi-X/Photocase.com, joyt/Fotolia.com

© Cover-Gestaltung by Ingrid Müller

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes
darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung der beiden
Autorinnen reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

eBook-Produktion: www.sigil.de